Reichs-Elternwarte

Die Zeitschrift des deutschen Elternhauses
Herausgegeben von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Heft 19 1940

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Vati spielt auf

Aufnahme:
Heinrich Richter

Die Entthronung des Goldes

Eines der wichtigsten Hilfsmittel für den Handel ist seit Jahrtausenden das Gold gewesen. Schon von jeher hat es infolge seines schönen Aussehens, seiner physikalischen Eigenschaften, seiner Seltenheit und der Schwierigkeit seiner Gewinnung eine ganz besondere Wertschätzung bei der Menschheit genossen. Freilich ist das Gold keineswegs der erste Wertmaßstab gewesen. Das Vieh oder je nach den besonderen Verhältnissen der betreffenden Länder irgendein anderes Gut gingen ihm voraus. Verhältnismäßig spät wurden die Edelmetalle die Substanz, aus der allgemein das Geld gemacht wurde. Die sogenannte Goldwährung aber ist erst ein Erzeugnis des 19. Jahrhunderts.

Reichsminister Funk hat sich nun dahingehend geäußert, daß das Gold bei der Neuordnung Europas seine alte Funktion verlieren und das Geldwesen und der zwischenstaatliche Warenaustausch auf anderer Grundlage aufgebaut werden würde. Damit würde also eine jahrhundertealte Entwicklung zu Ende gehen. Auch hier stehen wir vor einer tiefgreifenden Wandlung, einer wirtschaftlichen Weltwende größten Ausmaßes. Das Rheingold, einst von habgierigen Zwergen, die „der Minne Macht entsagt", den Rheintöchtern geraubt und zu den Menschen gebracht, wird nun, nachdem es in den Händen teuflischer Kräfte unsägliches Elend angerichtet hat, wie Wagner es am Schluß seiner Götterdämmerung prophetisch voraussagte, den Rheintöchtern zurückgegeben, d. h. seinem eigentlichen Zweck, Werkstoff für Schmuck und Zier oder für industrielle Zwecke zu sein.

In der Zeit vor dem Weltkrieg bestand noch ein großer Teil des umlaufenden Geldes aus Gold. Unsere Väter erhielten den größten Teil ihres Gehaltes in Goldstücken. Da sah man den Wert der geleisteten Arbeit in funkelnder Pracht gewissermaßen leibhaftig vor sich. Aber um derartige private Freuden geht es hier nicht, wenn die Zukunft des Goldes als Währungsmetall behandelt wird. Auch wenn Deutschland im Besitz reichlicherer Goldbestände wäre, als es nach 14jähriger Ausplünderung durch die ehemaligen Siegerstaaten von Versailles heute noch ist, wäre das Ende der Goldwährung gekommen. Aus welchem Grunde?

Die Produktionskraft der Menschheit, die sich jahrtausendelang nur langsam entwickelt hat und zu Ende des 18. Jahrhunderts im Grunde nicht viel größer war als 1000 Jahre früher, hat bekanntlich im Laufe des 19. Jahrhunderts einen ungeheuren Aufschwung genommen. Grund hierzu war die Entwicklung der Technik. Das Maschinenzeitalter, das mit der Dampfmaschine beginnt und bis heute in ununterbrochenem stürmischen Fortschritt steht, hat die Menschheit instandgesetzt, hundert- und tausendfache Gütermengen mit dem gleichen Krafteinsatz herzustellen.

Der Technik ist die Organisation aber nicht im gleichen Tempo gefolgt. Es gelang nicht, die ungeheuren Gütermengen, die erzeugt wurden, auch richtig zu verteilen. Der Ueberfluß war daher nur ein relativer. Die Masse des Volkes lebte damals in den knappsten Verhältnissen. Als dann nach dem Weltkrieg das Gold, das sich wenigstens als Mittel des internationalen Zahlungsverkehrs bewährt hatte, infolge der irrsinnigen Reparationszahlungen Deutschlands sich immer mehr in den Kellern der Banken von Frankreich, England und der Vereinigten Staaten anhäufte, brach mit einem Male das ganze Wirtschaftsgefüge der kapitalistischen Länder zusammen, da für die Erzeugung weder innerstaatlich noch zwischenstaatlich eine ausreichende Absatzmöglichkeit bestand.

So kam es denn, daß nach der Machtübernahme das deutsche Geldwesen von vornherein auf einer anderen Grundlage aufgebaut wurde. In früheren Jahrhunderten konnte die Bindung des Geldes an das Gold als zweckmäßige Maßnahme erscheinen, da auf diese Weise ein stabiler Wertmaßstab gebildet wurde. In dem Augenblick aber, als durch die Verhundertfachung der Produktion in gleichem Umfange vervielfachte Werte umgesetzt wurden, konnte das Gold als Währung ganz einfach deswegen nicht mehr ausreichen, weil es nicht in genügender Menge vorhanden war. Man half sich nun mit Banknoten, für die eine Teildeckung durch Gold vorgeschrieben wurde. Die Grundlage blieb also immer das Gold. Krampfhaft hielt man an einer Einrichtung früherer Jahrhunderte fest, die längst überholt war.



So erklärt es sich, daß Deutschland, in den Nachkriegsjahren seines Goldes und seiner Devisen beraubt, nach Ansicht der damaligen Zeit plötzlich „kein Geld" und kein Kapital mehr hatte. Ein geradezu toller Gedanke, denn auch nach der Inflation standen die Kapitalgüter, die Fabriken, Bahnen, Häfen, Schiffe usw. noch genau so unberührt wie vorher, und die zerstörte Geldseite der Wirtschaft, die von der Güterseite ja erst ihren Wert empfängt, wäre durch ausschließlich innerorganisatorische Mittel wieder aufzubauen gewesen! Aber nach damals herrschender Meinung erhielt das Geld nur durch das Gold (also nicht durch die Arbeit) seinen Wert, und da Deutschland kein Gold mehr hatte, glaubte man „Geldkapital" im Ausland borgen zu müssen. Deutschland mit seinem ungeheuren Schatz an technischem Können ließ sich von ausländischen Goldbesitzern Zettelchen über mehr als 20 Milliarden RM geben, unter phantastischen Zinsbedingungen, denn erst auf Grund solcher Zettelchen glaubte man wieder arbeiten zu können. Es ist unfaßbar und nur aus der völlig verbohrten Geldvorstellung jener Zeit zu begreifen!

1933 stand Deutschland, da inzwischen wegen der Weltkrise fast das gesamte Auslandskapital gekündigt und soweit wie möglich zurückgezogen war, vor demselben Problem. Aber nun war mit neuen Männern ein neuer Geist eingezogen. Der Nationalsozialismus war sich von vornherein bewußt, daß nur die Arbeit dem Gelde Wert verleiht; Arbeit aber hatten wir in Deutschland genug, die beste der ganzen Welt. Darum mußte auch die deutsche Mark — ohne Gold und Devisen — bald die beste Währung der Welt werden.

Die neue Geldverfassung hat innerhalb kürzester Frist die Massenarbeitslosigkeit in Deutschland beseitigt und einen Wohlstand erzeugt, der früher nie vorhanden war. Und dies trotz gewaltiger Rüstungsausgaben und trotz erzwungener Autarkie. Wenn nach dem gegenwärtigen Kriege, woran nicht zu zweifeln ist, ein wirklicher Friede auf längste Sicht zustande kommt, dann ist mit einem Wohlstand bisher geschichtlich nicht bekannten Ausmaßes zu rechnen.

Man sollte meinen, daß alle Menschen diese Entwicklung nur preisen können. Dem ist nicht so. Die Kerntruppe des Kapitalismus, Judentum und Plutokratie, wünschen die Wiederherstellung der Goldwährung. Nur mit ihrer Hilfe sind sie nämlich imstande, die Völker zu unterwerfen und auszubeuten, wie sie es mit Deutschland getan haben. Mit Anleihen oder der Drohung, keine zu geben, machen sie sich ganze fremde Volkswirtschaften hörig und erscheinen dann noch heuchlerisch als deren Retter. Mit den Mitteln der Goldwährung war das Judentum in der Lage, die Weltmarktpreise nach seinen Wünschen zu dirigieren. Aus allen so erzeugten Krisen ebenso wie aus den Wirtschaftsaufschwüngen ging das Judentum, das die geheimen Fäden in der Hand hielt, stets gestärkt hervor, während das Volk in der Krise hungerte, im Wirtschaftsaufschwung aber selbst bei steigenden Löhnen infolge der noch schneller steigenden Preise nichts gewann.

Die sich nunmehr anbahnende endgültige Entthronung des Goldes wird das feingesponnene Netz des jüdisch-plutokratischen Wirtschaftsimperialismus zerreißen und für die Völker Europas eine wahre Befreiungstat sein. Alles, was die Völker an Kraft und Geist für wirtschaftliche Zwecke einsetzen, wird ihnen dann auch wirklich selbst wieder zugute kommen. Die Ueberwindung der Goldwährung durch ein auf der Arbeit aufgebautes Geldwesen ist eines der Kernstücke des Weges vom Kapitalismus zum Sozialismus.

Gold gegen Blut, Gold gegen Arbeit! Arbeit, Blut und Boden sind Ideen, um die Deutschland kämpft und auf deren Grundlage es das neue Europa in Zusammenarbeit mit dem verbündeten Italien aufbauen wird.

Die Westmächte mit ihren demokratisch-liberalistischen Parolen haben aus Europa ein Pulverfaß gemacht. Deutschland ist berufen, eine wahrhaft organische neue Lebensordnung aufzurichten. Dann wird sich zeigen, daß der alte Kontinent seine Rolle in der Geschichte der Menschheit keineswegs ausgespielt hat.

Dr. Rudolf Bode

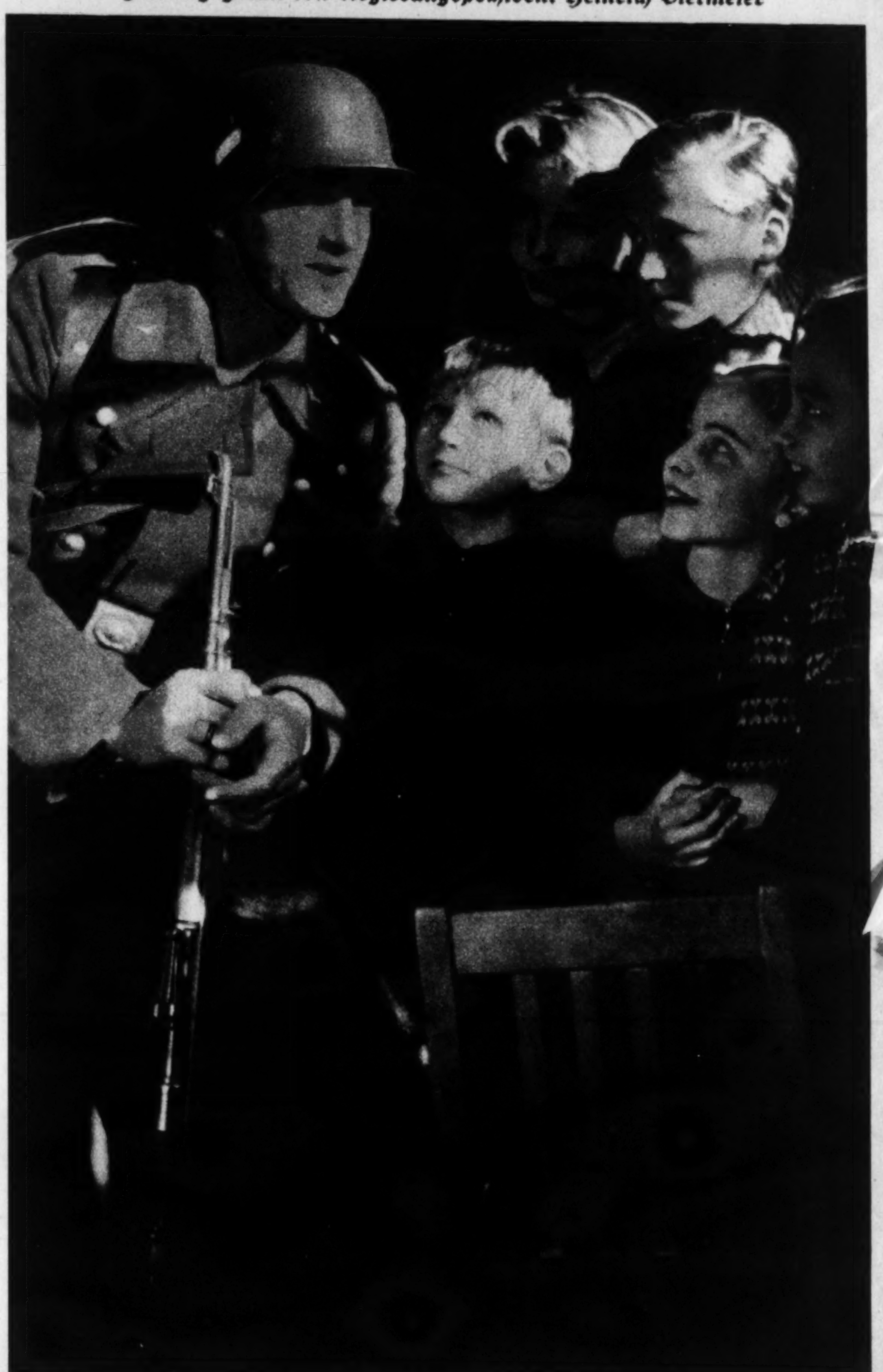
Heft 19 1940

Inhalts-Übersicht

Reichs-Elternwarte

Die Zeitschrift des deutschen Elternhauses

Herausgegeben von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Besuch in einer Kindertagesstätte der NSV.

Aufnahme: Marianne Colsmann (NSV.)



Einmal an nichts denken, nur so daliegen können und ausruhen – diesen stillen Wunsch der Mutter hat die NSV erfüllt

Mütter haben Ferien!

Nun sind die Ferien zu Ende. Wenn sie in diesem Jahre auch nicht den Charakter der Hundstage zeigten, so haben sie ihrem nächsten Namen „Große Ferien" doch wirklich alle Ehre gemacht. Ob es da wirklich noch einen Jungen und ein Mädel gibt, die auch diesmal meinten: „Schade, daß sie schon zu Ende sind"? Sollte es aber doch solche Jungen und Mädel geben, die den entschwundenen „Großen Ferien" mit einer Träne des Bedauerns nachschauen — ihre Mütter werden um so dankbarer sein, daß nun endlich für die Kinder der „Ernst des Lebens" in Gestalt der Schule wieder herantritt, daß die schulischen Aufgaben und Pflichten das manchmal etwas zu ungebundene und laute Leben der Kinder wieder regelt.

Ferien. Welch ein Zauberwort — aber wohl kaum für die Mutter. Wohl nur für die Kinder und für die — Väter. Denn wer auch nur ein ganz klein wenig die tägliche Arbeit der Mutter zu würdigen weiß, wird zugeben müssen, daß eine Ferienfahrt oder ein Wochenende mit Ausflug ins Grüne für die Mutter keine völlige Erholung und Entspannung bedeutet. Gewiß, Mutter braucht Ferien, Mutter muß mal heraus, sie darf sich mal eine Zeitlang nicht plagen! So denkt mancher Vater, so denkt manches Kind. Aber dann taucht schon die schwere Frage auf: Wie soll man das möglich machen? Woher das Geld nehmen für die Pension, für die Reise, für die notwendigen Anschaffungen, die mit einer Ferienfahrt nun einmal verbunden sind? Und wenn die Familienangehörigen auch mit ermunternden Worten über all die vielen Schwierigkeiten



Das Müttererholungsheim ist eine Welt des Friedens und der Geruhsamkeit ...

hinweggehen wollen, so kreisen sie doch in der Mutter, die in all diesen Dingen nüchterner denkt und wägt. Aber sie findet keine Lösung. Nachts plagt sie die Schlaflosigkeit; sie merkt, daß sie „urlaubsreif" ist, daß die Jahre auch an ihr nicht spurlos vorübergegangen sind. So matt ist sie, so unlustig oft. Ach, einmal nichts tun müssen, an nichts denken, nur so daliegen können und ausruhen, dösen! Aber wie soll das möglich werden?

Da flattert eines Tages ein Brief von der NSV ins Haus. Die Mutter soll zur Untersuchung kommen, denn sie sei vorgemerkt zur Verschickung in ein Müttererholungsheim der NSV. Frohbewegt, aber doch mit vielen, schweren Zweifeln liest sie die Zeilen, dann denkt sie: „Aber das geht ja alles nicht, ich kann hier einfach nicht weg!" Schließlich rafft sie sich auf und tut, wie ihr geraten wurde. —

Und schließlich ging es doch. Die Hauptsorge der Mutter: Wer vertritt mich vier ganze Wochen hindurch, wenn ich im Heim bin? bot die geringste Schwierigkeit, denn die NSV wußte alles sehr geschickt einzurichten. Fritzchen und Brigitte kommen in den Kindergarten der NSV; Vater wird sie abends nach Feierabend abholen. Franz kann den

Tag über bei freundlichen Nachbarsleuten bleiben, die auf ihn und seine Schularbeiten achten werden, und die „Große", die zwölfjährige Gertrud, muß sich ein bißchen im Kochen versuchen und die Wohnung in Ordnung halten. Vater wird ihr dabei helfen. „Es geht bestimmt, Mutter", versichern ihr alle, und Vater setzt hinzu: „Was du wohl meinst, was ich kochen kann! Im Felde habe ich das großartig gemacht. Als ich dann für kriegswichtige Arbeiten zurückgeholt wurde, da haben die Kameraden ordentlich bedauert, daß sie einen so guten Koch los wurden, kann ich dir sagen." Aber Mutter ist doch sehr bedenklich. Vier Wochen ohne die Kinder, vier lange Wochen aus ihrem Haushalt heraus? Sie ist noch keinen Tag allein fort gewesen! Und Vaters Haushaltskünsten traut sie auch nicht so recht. Die „Große" wird bestimmt Schulden beim Bäcker und Kaufmann machen, denn sparsam wirtschaften wie sie, die Muter, kann doch keiner von allen. Und dann die Karten! Aber da ist die „Große" beinahe böse, fühlt sie sich ordentlich beleidigt. Nun ja, denkt die Mutter, vielleicht geht doch alles besser als ich fürchte. „Wir sehen schon nach dem Rechten", versichert ihr die Amtsleiterin der NSV, „machen Sie sich nur keine Sorge. Und sollte etwas nicht klappen, werden wir eine Haushaltshilfe bestellen."

Endlich, endlich ist Mutter zur Bahn gebracht, die Kleider im Koffer und das Bewußtsein im Herzen, daß alle versuchen wollen, es so gut wie nur irgend möglich zu machen. Sie reist mit anderen Müttern, die alle von den gleichen Bangnissen, den gleichen Hoffnungen erzählen, die alle ebenso abgearbeitet, müde und blaß aussehen und ebenso neugierig sind wie sie, was sie in den vier Wochen erleben werden.

Das Müttererholungsheim ist eine Welt des Friedens und der Ruhe, des Behagens, der Geruhsamkeit. Ein stillvolles, altes Gutshaus ist es mit einer schönen, geräumigen Veranda, die sich weit zum Park öffnet, mit Blumenkästen vor den blinkenden Fenstern. Freundliche Wohnzimmer mit vielen bequemen Sitzen, ein Eßzimmer mit zum Empfang festlich geschmückter langer Tafel grüßen die Mütter, die natürlich schnell einen Blick durch die geöffneten Türen in ihr neues Reich werfen, bevor sie die Treppe zu den Schlafzimmern hinaufgehen. Wie Hausfrauen nun einmal sind, so sieht manches Auge sich hier erst einmal mißtrauisch um. Aber, Gott sei Dank, es sind keine Sanatoriumsbetten, die wohl sehr hygienisch sein mögen mit ihren harten Ma-



Fritzchen und Brigitte kamen in den NSV-Kindergarten. Brigitte paßt gut auf, daß Fritzchen sich auch gut wäscht . . .



. . . abends holt der Großvater sie ab . . .

. . . dieses Losgelöstsein läßt auch die Mutter einmal wieder so fröhlich sein, daß sie singen und tanzen kann, wie ein unbekümmertes Kind . . .



eben zu einem gemeinsamen Spaziergang eingeladen. Aber das ist ganz freiwillig. Ich gehe nicht mit, denn im Park liegen und sich sonnen, ach, das ist ja viel, viel schöner!"

„Schlafen, Essen, Liegen, Spazierengehen, das ist hier unsere Arbeit", schreibt eine Mutter, nachdem sie entsetzt festgestellt hat, daß schon eine ganze Woche herum ist, dann setzt sie hinzu: „Hier ist alle Tage Sonntag. Neulich wollte ich mich ein wenig nützlich machen, aber da kam unsere Leiterin und sagte freundlich: Nein, das gibt es hier nicht, wir bedienen Sie, Sie sollen sich auch einmal in Ihrem Leben richtig ausfaulenzen!"

So entspannen sich in der Ruhe des stillen, so friedlichen Lebens langsam die Nerven. Die erste Mattigkeit fällt nach und nach ab. Versorgte, kränkelnde Frauen werden fröhlich wie die kleinen Kinder und strafen all den vielen dummen



... ob das Nichtstun dem Gewicht der Mutter schon etwas angetan hat ...?

... immer wieder lernt Mutter etwas Neues kennen, ob es Blumen sind oder heilkräftige Kräuter ...



tratzen und den Wolldecken. Nein, es sind richtige Betten zum Ausruhen und Faulenzen, weich, weich, mit Oberbett und Unterbett und zwei Kopfkissen. Hier ist's schön!

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück sitzt alles und — schreibt. Berge von Karten und Briefen hat der Postbote mitzunehmen. Ja, auch darin unterscheiden sich Mütter von den Kindern: sie geben gleich Nachricht! Jede hat den Daheimgebliebenen etwas anderes zu rühmen. „Der Empfang war so herzlich". Das hat den meisten besonders wohl getan! „Das Essen ist hier ganz kolossal", schreibt eine Mutter von vier Kindern ganz in der Sprache ihrer Jungen. „Die Gegend ist wundervoll. Wir haben einen etwa 60 Morgen großen Park mit einem großen Teich darinnen." „Heute früh machten wir Gymnastik auf dem Rasen vor dem Haus. Es war sehr schön, aber wie bin ich doch steif." „Jede hat ihren eigenen Liegestuhl, denkt nur einmal. Wir dürfen liegen, wo wir nur wollen. Ich komme sicher ganz braun nach Haus." „Unsere Leiterin hat

Reden, daß Frauen nicht mehr wie Kinder sein können, daß das nur Männer vermöchten, Lügen. Wie können sie lachen bei den gemeinsamen Spielen am Abend, wie begeistert tanzen sie die alten Volkstänze ihrer Heimat, die sie als Kinder erlernt haben, mit welcher Freude singen sie. Wie schön ist es, einmal Zeit zu haben, um ein Buch zu lesen. Die Bibliothek hat so schöne Bücher in reicher Auswahl. Und das allerschönste: daß man mal gar nicht zu denken braucht, daß man für nichts zu sorgen hat, daß man jeden Augenblick spürt, hier sorgen andere für dich in Verstehen und Liebe.

Die Leiterin ist von morgens bis abends für jeden einzelnen da. Auf den Spaziergängen erzählt sie ab und zu von der Geschichte der Gegend oder der Arbeit der Bevölkerung. Gemeinsam werden Kräuter gesucht, und die Mütter lernen ihre Heilkraft kennen. Mal entspinnt sich auch ein ernstes Gespräch über Fragen der Lebensgestaltung, der Kindererziehung, der Ernährung. Aber all das ergibt sich ganz zwanglos. Lockerlassen, freimachen, nichts mit Gewalt wollen . . ., das ist der Grundsatz der Leiterin bei dieser ganz unbewußten und doch so wichtigen „Mütterschulung", der inneren, der seelischen Müttererholung.

So kommt es, daß die Mütter, wenn sie nach vier Wochen das Heim verlassen, frohe, dankerfüllte Briefe an die Leiterin schreiben. „Es war die schönste Zeit meines Lebens", schreibt eine Mutter von acht Kindern. „Es war so poetisch! Jetzt habe ich wieder Kraft, all die Arbeit des Haushalts zu leisten." Eine andere: „Alle haben sich so gefreut, daß ich wieder zu Hause bin. Ich glaube, sie haben jetzt erst gemerkt, daß ich etwas leiste. Mein Mann ist ganz anders zu mir. Und ich habe mir fest vorgenommen, die alten Reibereien nicht wieder aufkommen zu lassen..." Auf diesen Brief ist die Leiterin besonders stolz. „Sie glauben nicht", sagt sie frohbewegt, „welch heilsamen Einfluß die Müttererholung auch auf die Familiengemeinschaft hat, wie die Bande wieder stärker, fester werden. Wenn die Angehörigen es nur vermeiden wollten, die Erholung der Mütter durch aufgeregte Briefe zu stören. Denn die Mütter sind ja so pflichtbewußt, so treu. Sie kommen schwer los von dem Gedanken an Zuhaus. Wenn dann der Vater oder die schon herangewachsenen Kinder schreiben, daß dieses oder jenes zu Hause nicht geklappt hat, dann ist es für Tage aus mit der Erholung. Manchmal haben es die Mütter danach einfach nicht mehr ausgehalten und sind vorzeitig abgereist, obwohl sie die Ruhe noch so nötig gehabt hätten. Später stellte es sich dann heraus, daß ihre



Der Mutter Hände

Mutter, deine Hände trugen
mich so sorgsam und gelind,
Mutter, deine Hände schlugen
Windeln um dein nacktes Kind,
Mutter, deine Hände führten
mich auf ersten Lebenswegen,
die erwachten Sinne spürten
deiner Hände heißen Segen.
Deine Hände strichen mild
über Stirne mir und Locken,
als das junge Herz so wild
schlug beim Klang der
Lebensglocken
Schaffen durch dein ganzes
Leben
immer sorgen ohne Ende –
ach, es haben Mutterhände
alle Liebe mir gegeben.

Heut ruhn sie zum erstenmal,
die von keiner Ruhe wissen,
und sie liegen blaß und fahl,
und ich muß die Hände küssen
und die tiefen, harten Zeichen,
die die Sorge eingegraben
und die Liebe ohnegleichen,
die sie mit getragen haben.

Gott erhöre mein Gebet:
Laß mich in des Lebens Wehen
immer, wie der Weg auch geht,
meiner Mutter Hände sehen.
Und wenn Sorge füllt mein
Leben
und die Liebe ohne Ende,
gib mir meiner Mutter Hände
und laß mich sie weitergeben.

Werner Roth

Aufnahme: Dr. Walthari Dietz (Bavaria-Verlag) und Bildarchiv der NSV.

Anwesenheit zu Hause gar nicht notwendig war, daß die NSV die kleinen Schwierigkeiten schon längst in Ordnung gebracht hatte."

Mütter haben Ferien! Nun gilt auch für sie dieses Zauberwort. Das ist wohl der schönste Dank, den wir der Gemeinschaft abstatten können, daß wir die Mütter auch einmal herauslösen aus ihrem Pflichtenkreis der sorgenden Liebe, der zermürbenden Arbeit. Die Mutter hat uns das Höchste und Heiligste gegeben, das der Nation gegeben werden kann, die Jugend — sie darum zu ehren, reicht nicht aus. Sie uns erhalten, ist unsere Aufgabe, der wir freudig durch unser Opfer dienen.

Kinder fragen
wir antworten

Was wissen wir um das Geheimnis des Vogelfluges?

Wenn die Stoppelfelder leer sind, hat der Herbst seinen Fuß auf die weite Flur gesetzt. Kühl und dunstig sind nun die Morgen — erst gegen Mittag arbeitet sich die Sonne durch und facht noch einmal das Leben der Mücken und Käfer, der Falter und Spinnen, die alle schon schlafen wollen, an.

Für die Schwalben ist das die Zeit zur Abreise zu richten. Schnellflügelig huschen sie um das Fachwerk der Häuser, schneller als sonst, denn seit Tagen schon wird das Futter knapp, es ist nicht mehr so leicht, von Fliegen und Schnaken satt zu werden wie im Hochsommer, denn über die kleinen Kerbtiere kommt bereits das große Sterben. Besonders wer noch Schwalbenkinder im Nest hat, muß sich hastig um Beute abplagen, denn die Kleinen sollen noch mit auf die weite Reise.

Endlich ist es so weit. Das große Sammeln beginnt. Auf der großen Erle am Dorfeingang und auf den Telephondrähten dichtgedrängt sitzen sie in langen Reihen. Ihre kleinen Vogelherzen klopfen rascher, eine unbestimmte Unrast ist in ihnen. Ab und zu schießt diese oder jene pfeilschnell davon, umkreist den Giebel, wo am Tragbalken ihr Nest klebt, als gelte es Abschied zu nehmen von der Heimat. Aber ganz kurz nur — dann wieder schnell zur großen Kolonne, denn was war, das ist vorbei und vergangen, — weit, weit lockt das neue gemeinsame Ziel: A f r i k a!

Eines Morgens sind sie fort. Niemand weiß, wer das Startzeichen gegeben hat. Mit unwiderstehlicher Gewalt hatte es auf einmal alle gepackt; fort, fort von hier, nach Süden!

Leer geworden ist es im Dorf. Kein Schwalbengezwitscher mehr hier und dort, kein schneller Flügelschlag am Giebel. Die leichten Segler sind schon weit, irgendwo im Südwesten folgen sie mit schmalen Flügeln dem Zug ihres Herzens, der sie auf die gleiche Bahn weist, auf der schon jahrtausendelang Schwalbengeschlechter kommen und ziehen. — —

Und wie die Schwalben, so machen es alljährlich die ungezählten anderen Vogelarten, denen das Gesetz des Zuges ins Blut gesenkt ist, Rotkehlchen und Stare, Kuckuck und Lerchen, Nachtigall, Drosseln, Bachstelzen, Wildgans, Kranich und Storch, um nur einige von ihnen zu nennen, die wir Menschen seit undenklichen Zeiten als Zugvögel bezeichnen.

Nicht am gleichen Tage brechen sie auf, auch nicht in der gleichen Woche, nicht einmal im selben Monat beginnen sie ihre große Reise. Jedem ist der Zeitpunkt der Abreise gesetzt, da er sich auf die unsichtbare Straße nach dem Süden begibt, deren Kenntnis von den Eltern ererbt ist.



Auf vier verschiedenen Flugstraßen sind die Zugvögel nämlich eingeschworen. Die eine geht, im Norden beginnend, an der europäischen Küste entlang, die zweite führt vom Osten über Norditalien und Spanien nach Afrika, die dritte folgt zunächst der zweiten ein Stück, geht dann über Sizilien nach dem afrikanischen Festland, die vierte endlich geht über Bosporus und Suezkanal. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die verschiedenen Wege nach dem warmen Süden eines gemeinsam haben: den Weg übers Meer vermeiden sie nach Möglichkeit. Von Unteritalien aus wird Sizilien als „Brücke" benutzt.

Die Forschung hat durch Beringen und fleißiges Beobachten festgestellt, daß nicht nur der Trieb zum Flug nach dem Süden eingeboren ist, sondern auch der Zwang zu einem festbestimmten Reiseweg. So hatte man am Niederrhein einige in Ostpreußen geborene Störche angesiedelt und durch Ringe besonders gekennzeichnet. Im Herbst zogen diese nicht mit den rheinischen Artgenossen über Norditalien und Spanien nach Afrika, sondern sie trennten sich von den rheinischen Störchen und schlugen den Weg über den Balkan ein, wählten also die ererbte Reiseroute der ostpreußischen Störche.

Wie ist nun der geheimnisvolle Zugtrieb, der alljährlich in Millionen und Abermillionen Vögeln den Vogelzug auslöst, entstanden?

Die Erforschung der Erdgeschichte hat gelehrt, daß vor vielen Jahrtausenden auch die europäischen Länder ein tropisches Klima hatten, so daß sie ihrer Vogelwelt während des ganzen Jahres hindurch Nahrung im Ueberfluß bieten konnten. Im Laufe großer Zeiträume brachen jedoch Kälte, Winter und Eiszeit in unsere Zonen ein und mit der stets gedeckten Tafel war es nun vorbei. Der Mangel an Lebensmitteln trieb die leicht beweglichen Vögel dorthin, wo noch Futter zu finden war — nach Süden. Wer die falsche Richtung einschlug, mußte zu Grunde gehen. Die Entstehung des Vogelzuges ist also als allmähliche Auswirkung jahreszeitlichen Klimas und Lichtmengenschwankungen im Norden zu denken. Was aber die Vögel antrieb im Frühling — insbesondere nach Beendigung der Eiszeit — wieder in die alte nordische Heimat zurückzukehren, wissen wir nicht. Es steht fest, daß im Verlauf unvorstellbar langer Zeiträume der Wandertrieb nach dem Süden und die Rückreise nach Norden im Frühjahr zu einer feststehenden Gewohnheit wurden, der sich kein Zugvogel entziehen kann, denn heute wird der Vogelzug keineswegs unmittelbar durch jene klimatischen Schwankungen ausgelöst, sondern lediglich durch einen ererbten inneren

Trieb. Der Zugtrieb erwacht ganz plötzlich und ist von Veränderungen innerer Drüsen bei den Vögeln begleitet. Auch den gekäfigten Zugvogel mit viel Nahrung und Licht überfällt das Verlangen zu „ziehen", obwohl er im Tiergarten oder bei einem Vogelliebhaber ein völlig sorgloses Dasein hat. Selbst Vögel, die in jahrelanger Gefangenschaft gänzlich zahm geworden sind, können sich dem Befehl ihres Blutes nicht entziehen. Sie beginnen plötzlich in der Nacht hinter ihrem Gitter zu „toben" und werden rastlos und unruhig. Erst wenn die Wanderfrist abgelaufen ist, erst wenn die Artgenossen in der Freiheit draußen ihr Ziel, den warmen Süden, erreicht haben, erlischt auch der Zugtrieb und die Unruhe bei den Gefangenen.

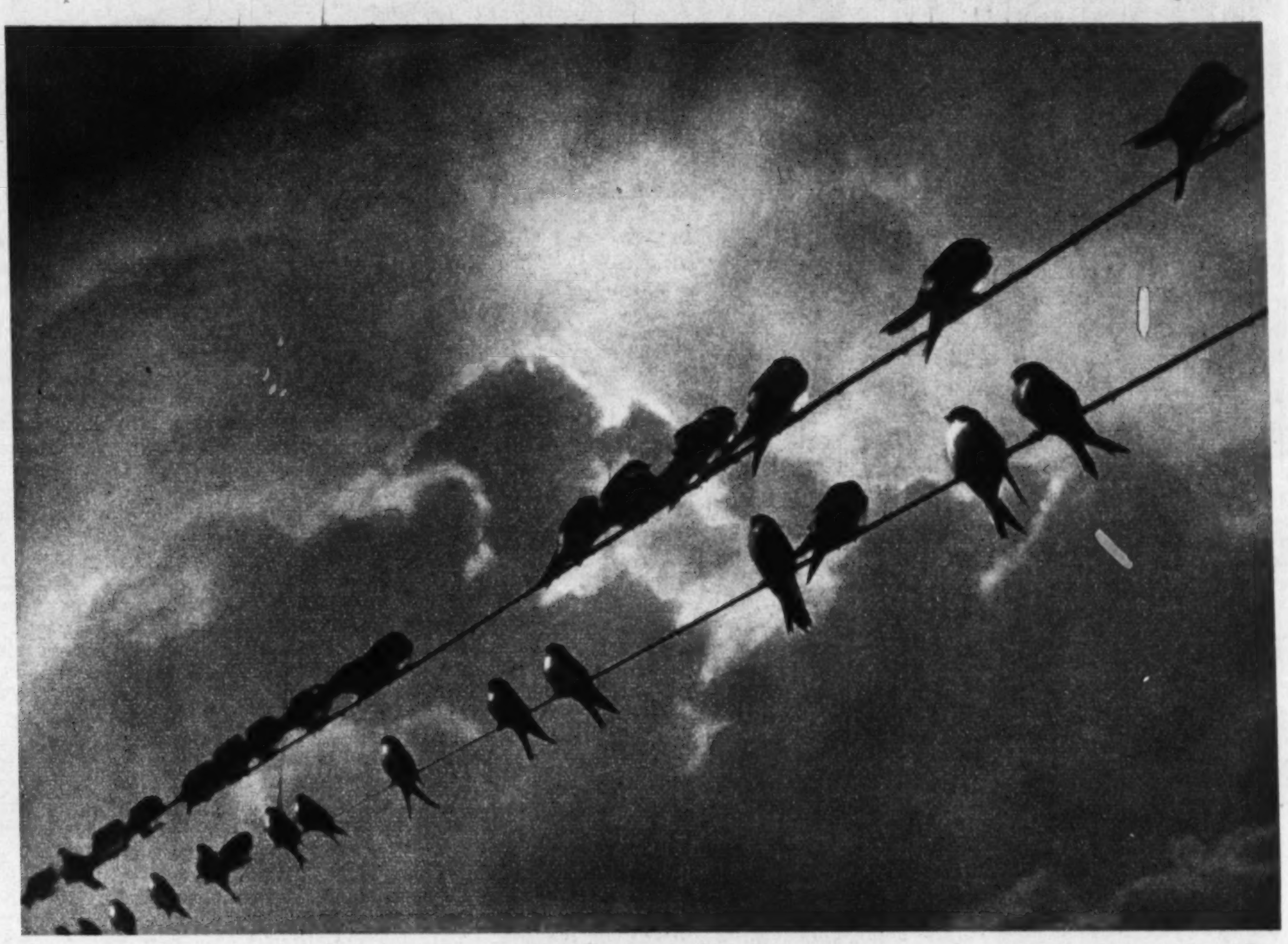
Die Ausdauer der geflügelten Wanderer auf dem Zug nach Afrika ist kaum vorstellbar. Sie gönnen sich nur das Allernötigste an Ruhe; sie stärken sich mit karger Nahrung — und schon geht es weiter, tagelang, wochenlang: Eine Reise von zehntausend Kilometern und mehr ist für Störche, ja auch für unsere kleine Schwalbe die Regel.

Die an einem Tage zurückgelegte Strecke entspricht natürlich der Größe und Leistungsfähigkeit der einzelnen Arten. Kleinere Singvögel bringen es auf täglich 50 bis 100 Kilometer, Störche auf das Doppelte oder gar Dreifache. Dabei folgen die Vögel meist dem Lauf von Flüssen; Hochgebirge werden in der Regel umgangen.

Früher glaubte man, der Vogelzug erfolge in Höhen bis zu 10000 Metern, und man hat tatsächlich fliegende Kraniche in 6000 Meter Höhe beobachtet. Im allgemeinen halten sich ziehende Vögel aber nur einige hundert Meter von der Erde entfernt. Sie wissen günstigen Wind sehr zur Beschleunigung der Reise auszunutzen, während sie bei stürmischem Wetter Ruhepausen einlegen. Dabei hat die Natur eine weise „Verkehrsregelung" vorgenommen, so daß es auf dem Zuge nirgendwo „Uebervölkerungen" gibt, oder daß man sich in den Ruhestunden gegenseitig die Nahrung wegnimmt. Schwalben und Störchen steht fast das ganze Afrika zur Verfügung, Bachstelze, Rotschwanz und Kranich bleiben in Nordafrika, Lerchen, Drosseln, Rotkehlchen und Blaukehlchen fühlen sich schon in den südlichen Mittelmeerländern geborgen. Alles ist aufs Beste geordnet, jeder trägt die Vorschrift und den Kompaß für seine Reise in seinem tickenden Vogelherzen. Meist eröffnet die Jugend den Zug und sie findet den niegeflogenen Weg ohne Anleitung durch die Alten. In vielen Fällen lassen die Weibchen die Männchen vorreisen und folgen erst später nach. Manche ziehen in großen Kolonnen, andere lieben keine Gesellschaftsreisen und ziehen in kleinen Gruppen. Ganz allein und völlig einsam zieht der Kuckuck seinen Weg am nächtlichen Himmel, wenn die anderen Wanderer schlafen.

Wenn wir heute manches auf dem lange ungeklärten Gebiet des Vogelzuges wissen, so ist dies durch das sogenannte Beringungsexperiment möglich geworden. Der dänische Lehrer Mortensen hat zum erstenmal etwa um die Jahrhundertwende Zugvögel mit Metallfußringen gekennzeichnet, wodurch jeder beringte Vogel eine Nummer erhält. Heute gibt es in Deutschland zwei große Vogelwarten, eine auf der Insel Helgoland, die andere in Rossitten auf der Kurischen Nehrung. Hier werden an guten Zugtagen im Herbst mehrere Hunderttausend Vögel, ja eine halbe Million beobachtet. An beiden Orten hat man große Fangvorrichtungen aufgestellt. Die Vögel werden unversehrt gefangen, mit einem Aluminiumring versehen und in wenigen Augenblicken der Freiheit wiedergegeben. Werden diese beringten Vögel späterhin an irgendeiner Stelle der Welt gefangen, geschossen, verendet aufgefunden oder auf sonst eine Weise entdeckt, so meldet man dies der auf dem Ring verzeichneten Station unter Angabe der Ringnummer. Diese Anzeige wird dann wissenschaftlich verwertet. Natürlich ist der Hundertsatz der wiedergefundenen Vögel, besonders kleinerer unscheinbarer Arten, recht gering. Durch die Forschungsarbeit unserer Vogelwarten wurde nachgewiesen, daß über die Hälfte aller Vögel im ersten Lebensjahr zugrunde gehen und daß nur drei vom Hundert ein Alter von vier Jahren erreichen.

Wir sehen, daß das Leben es den gefiederten Kameraden wahrlich nicht leicht macht. Es liegt nun an jedem von uns, daß jeder an seinem Teil dazu beitrage, damit es die Ueberlebenden um so besser haben.



Das große Sammeln

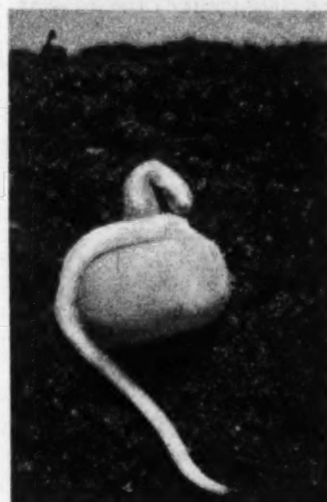
Text und Aufnahme: H. Eltgen
Zeichnung: Allonge

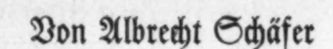












Das Keimblatt

Von Albrecht Schäfer

So gern sie selber ins Kino geht, so wenig ist Frau Rübensam damit einverstanden, daß ihren Kindern, der Dora und dem Hans-Peter, „alle Augenblicke“ in der Schule Filme gezeigt werden.

Und die Begeisterung, mit der ihre Kinder von diesen Schulfilmvorführungen berichten, scheint ihr Beweis genug, daß sie mit ihrer kritischen Haltung zu „solch unangebrachtem Zeitvertreib“ und zu „solch unverantwortlicher Ablenkung von den eigentlichen Aufgaben der Schule“ recht hat.

„Es muß doch den Kindern der Film gefallen haben“, folgert Frau Rübensam aus dem lebhaften Nachhall. „Und wenn er ihnen gefallen hat, dann muß er spannend, zum mindesten aber interessant gewesen sein. War er aber das, dann hat er das Denken der Kinder für einen ganzen Tag auf sich gelenkt und sie unfähig gemacht, dem anderen Unterricht zu folgen oder ihm gar Geschmack abzugewinnen.“

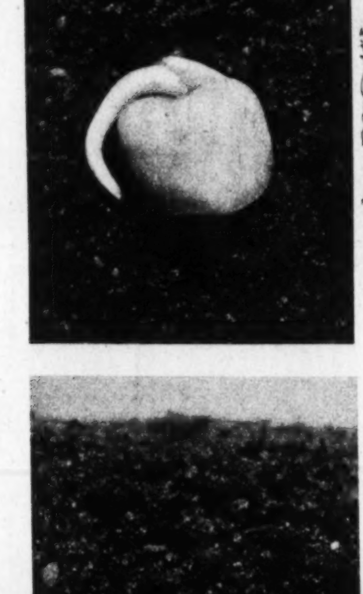
„Ich weiß ja, wie es mir geht, wenn ich einen spannenden Film gesehen habe“, pflegt Frau Rübensam ihre Beweisführung gegen die Schulfilmveranstaltungen fortzusetzen. „Kaum schlafen kann ich nach solchem Erlebnis, und daß ich neulich tags darauf nicht angebranntes Essen auf den Tisch stellen mußte, habe ich nur der Frau Hoppenreit zu verdanken, die gerade noch im rechten Augenblick dazukam, als ich noch einmal das Filmprogramm durchlas und in Erinnerung an die spannenden Begebenheiten vergaß, das Schmorfleisch vom Herd zu nehmen oder die Flamme kleiner zu stellen. Wenn mir, einer erwachsenen Person und einer verantwortungsbewußten Hausfrau, so etwas passieren kann, wenn schon mich ein Film so durcheinander bringen kann, wieviel mehr muß er da erst ein Kind beeindrucken und durcheinander bringen. Abgesehen davon...“

„... daß manche Filme durchaus nicht für Kinderaugen und -ohren geeignet sind“, wollte Frau Rübensam ihre Protestrede abschließen, als sie sich darauf besann, daß ja selbst in den öffentlichen Lichtspielhäusern Jugendliche nur zu ganz bestimmten Filmen zugelassen werden und daraus schloß, daß wohl auch in den Schulen eine auf das kindliche Denken abgestellte Auswahl unter den Filmen getroffen wird.

„Aber dennoch — Film und Schule?!“ Frau Rübensam schüttelt den Kopf und sieht schwarz.

Wir haben schon gemerkt, unter welchen einseitig-verdrehten Voraussetzungen Frau Rübensam zu ihrem Urteil über den Film in der Schule gekommen ist. Wenn wir uns mit ihr eingehender über das Thema unterhalten, dann wird es uns noch deutlicher, daß hier eine Frau Dinge ganz einseitig aus ihrer Schau sieht. Denn Frau Rübensam geht nur ins Kino wegen des „Hauptfilms“. Die Wochenschau findet sie noch „allenfalls“, aber den „Kulturfilmen“ kann sie gar keinen Geschmack abgewinnen. Die sind nun einmal langweilig, weil ja in ihnen „nichts passiert“. Sie spricht es offen aus, daß sie die Aufnahmen solcher Filme für eine Geld-, ihre Betrachtung aber für eine Zeitverschwendung hält, und daß das Kino an ihrer Stelle lieber ein Lustspiel zeigen solle. Denn man gehe doch nicht ins Lichtspielhaus, um Geographieunterricht zu erhalten oder Naturkundeunterricht . . .

Ja, so ist sie nun einmal die Frau Rübensam, und sie kann es nicht begreifen, daß andere Leute an solchen Darbietungen ihre helle Freude haben, vor allem nicht, daß solche Darbietungen für die Kinder von Nutzen sein könnten. Denn das haben ihr Dora sowohl wie Hans-Peter tausendmal versichert, daß fast alle Schulfilme „belehrenden Inhalts“ sind, und daß ihr Schulkino nur ganz selten



Im Frühling wird eine Erbse in den Boden gelegt. Sie ist schrumpfig und hart. Schon nach wenigen Tagen quillt sie in dem feuchten Erdreich auf. Geheimnisvolle Kräfte wecken sie zum „Leben“; sie fängt an zu treiben. Erst ist es ein winziges Würzelchen, das sich, zur Wurzel geworden, vergabelt. Es bildet sich ein Trieb, der in gleichem Maße aufwärts strebt, dem Sonnenlicht entgegen, wie die Wurzel tiefer in die dunkle Erde dringt. Bald lugt an der Oberfläche der erste Keim hervor. Er verästelt sich, wird immer größer und kräftiger und bildet schließlich die Pflanze, die mit ihren Ranken am Reisigstrauch Halt sucht. Aus ihren Aestchen brechen zartfarbene Blüten auf, sie öffnen







…t das Leben

Aufnahmen: Dr. Croy

einen „Spielfilm" bringt. Sie glaubt es nicht, daß man sich an ihnen begeistern könne und wittert irgendwo einen verfänglichen Haken und ist stets böse, wenn Dora und Hans-Peter alle Vierteljahr für „solchen Unsinn" noch obendrein 20 Rpf zur Schule mitbringen müssen.

Mütter und auch Väter vom Schlage der Frau Rübensam mag es noch mehrere geben. Wir dürfen mit ihnen nicht hart ins Gericht gehen, weil sie die im Film einbeschlossenen Möglichkeiten, die von der modernen Schule erkannt und ausgenutzt wurden, nicht gleichfalls erkennen und bejahen. Wie lange ist es denn her, daß der Film noch eine ausschließliche Angelegenheit des Rummelplatzes war, und wie wenige Jahre sind denn seit dem Zeitpunkt verflossen, seitdem die Darbietungen der Filmtheater wirklich als Kulturleistungen und nicht bloß als amüsanter Zeitvertreib angesprochen werden dürfen?! Auch bei dieser Frage wird wieder einmal Kluft zwischen Einst und Jetzt erkennbar und der Fortschritt, mit dem unser Denken nicht immer Schritt halten konnte. Insbesondere nicht dann, wenn zwischen dem Einst und Jetzt ein „unbetonter Raum" liegt, wie es bei der eigenen Schulzeit und der unserer Kinder der Fall ist. In diesen zwei Jahrzehnten hat sich nicht nur das Weltbild, sondern auch das Schulbild gewandelt, und es ist für die Eltern oft geradezu ein Glaube vonnöten, um der neuen Schule vorbehaltlos zustimmen zu können.

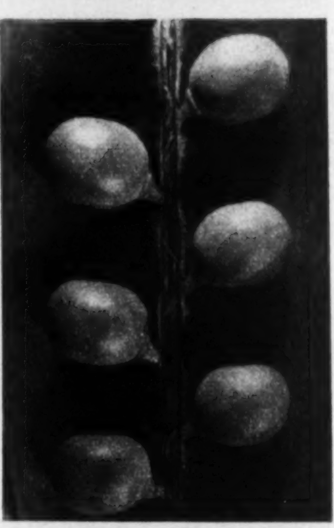
Auch dem Schulfilm, der alles andere als ein Zeitvertreib ist und heutzutage auch die letzte und einsamste Dorfschule zu erobern im Begriff ist. Und der auch dort Kunde von der Weite der Welt ins enge Schulzimmer bringt und Zeugnis von der Erhabenheit der Natur und ihrer ewigen Gesetze und von den Großtaten des menschlichen Geistes, und der gleich dem Funk Lehrer und Schüler teilnehmen läßt an dem gewaltigen Aufbauwerke des Führers und seiner Verteidigung durch das deutsche Schwert.

Dinge, die weder das darstellende Wort, noch die darstellende Hand des Lehrers, die weder das Anschauungsbild noch das Modell (sofern beide überhaupt vorhanden oder zu beschaffen sind) dem Schüler wirklich nahezubringen vermögen, können von ihm im Schulfilm geschaut, miterlebt und durch den Film zu seinem Bildungsgut werden, wobei auf die Möglichkeit, den Film oder besonders eindrucksvolle Szenen aus ihm mehrmals zu zeigen, besonders hingewiesen sei.

Wann hat denn die Klassengemeinschaft einer Großstadtschule einmal Gelegenheit, dem Dorfschmied beim Beschlagen eines Pferdes oder beim Aufziehen eines Wagenreifens zuzusehen, wann einmal die „Wunderwelt des Teiches" zu schauen oder den „Bienenstaat" oder die „Libellen" oder den „König des Waldes", den Rothirsch oder die „Schwarzkittel und Schaufler" oder den „Räuber unter Wasser"? Wann kann sie einmal den Werdegang unseres Brotes vom Felde bis auf den Tisch verfolgen?

Wie kann andererseits den Kindern einer Dorfschule die Herstellung einer Glühbirne, die Herstellung einer Nähmaschine, die Erzeugung des elektrischen Stromes — um auch hier nur einige wenige Themen zu nennen, die der Film bearbeitet — sonst gezeigt werden?

Und wie vermögen beide — die Dorf- und die Landschulen — ihren Schülern die Tätigkeit der „Wettermacher", das „Gold des Nordens" (Gewinnung und Verarbeitung des Bernsteins), die Herstellung des Porzellans, die Gewinnung der Kohle und des Eisens, die „Bauten des Führers", unsere Kriegsmarine, unsere Luftwaffe und die Spezialtruppen unseres Heeres, das Zustandekommen von Ebbe und Flut, das Zusammenwirken von Sonne, Erde und Mond im Rahmen des Sonnensystems nahezubringen?




…h, werden befruchtet und bald ragt aus dem Blütenkelch eine kleine, blaßgrüne Schote …rvor. Sie wird immer größer, die Blütenblätter verwelken. Die in der Schote heran…achsenden Früchte, die Erbsen, lassen diese immer praller werden. Viele erfreuen unseren …aumen schon als »junge Schoten« in der Frühsommerzeit, andere reifen aus, die Schalen …erden gelb, trocken rissig, die Erbsen in ihnen hart und schrumplig. So überwintern …, bis sie eines Tages – sofern sie nicht zur willkommenen Beigabe zum Eisbein mit …auerkraut wurden, oder als »Löffelerbsen« in der Eintopfterrine dufteten – wieder in …e Erde gelegt werden, um den Kreislauf zu vollenden und wieder zu beginnen.

Gewiß, durch unterrichtliches Können, durch Lehrgeschick und methodische Kunstgriffe und — durch unermüdlichen Fleiß und ebensolche Geduld haben es auch die Lehrer früherer Zeiten verstanden, diese und ähnliche „abwegige" Stoffe begrifflich zu gestalten und zum Wissensgut der Schüler zu machen. Wer es jedoch ein einziges Mal an sich selber erfahren hat, wie wenig sich die Vorstellung von einem Ding oder einem Vorgang manchmal (oder sogar oft) mit der Wirklichkeit deckt, der gratuliert dem Schüler und auch dem Lehrer zu dem neuen Lernmittel, wie es sich beiden im Schulfilm bietet.

Ja selbst in den Fällen, wo es sich um „alltägliche" Dinge handelt, wie bei der hier gezeigten Bildreihe vom Kreislauf der Erbse, da vermag der Film durch langwierige Kombinationsaufnahmen unter Zuhilfenahme des Mikroskopes und des Zeitraffers Beobachtungen, wie sie bislang nur in den Versuchsräumen der Forscher gemacht wurden und möglich waren, in allgemeinverständlicher Form wiederzugeben. Eine tiefe Ehrfurcht vor dem Wunder des uns umgebenden Alltagsgeschehens in der Natur mag im Schülerherzen durch solch einen Film geboren werden und ein Ahnen von dem „Mysterium des Lebens", das sich auch im unscheinbarsten Pflänzchen widerspiegelt.

Seit den Schulen — sie benutzen ja ausschließlich den Schmalfilm und das Schmalfilmgerät — auch der tönende Film zur Verfügung steht, gibt es kein Unterrichtsfach mehr, in dem nicht der Film eine unschätzbare Hilfe darstellt. Denken wir doch hierbei nur an den Musikunterricht und vor allem an den Deutschunterricht, in dem der Märchenfilm für die Kleinen den Anfang, die Verfilmung unserer deutschen Sagen und von Szenen aus der Geschichte unseres Volkes den Fortgang und die des klassischen Dramas das Ende einer Reihe bedeuten.

Ja, Frau Rübensam, manchmal wird in den Schulen auch ein „richtiger Film gezeigt, wie Sie ihn schätzen, aber bloß manchmal. Aber wenn Sie das alles, was hier über den Schulfilm gesagt wurde, nur andeutend und beileibe nicht erschöpfend gesagt wurde, einmal ruhig überdenken, dann werden Sie, wenn nächstens Ihr Hans-Peter und Ihre Dora sich die 20 Rpf. Lernmittelbeitrag (durch den die Schulen mit Geräten ausgestattet werden) erbitten, fröhlich in das Portemonnaie greifen und vielleicht einmal mehr bedauern, daß Sie nicht mehr in die Schule gehen dürfen. Um des Schulfilms willen.

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

24. Fortsetzung.

Große und mittlere Frachtdampfer lagen im Hafen, auch solche, die nach Europa und nach Deutschland fuhren. Helmut fragte auf jedem nach Arbeit, aber stets bekam er ablehnenden Bescheid.

In den Nächten lag er wach und grübelte: Wie verschaffe ich mir Zugang zu einem deutschen Schiff? Da machte er sich folgenden Plan. Er wollte sich eine regelrechte Fahrkarte bis nach Santos, der nächsten Hafenstadt für die großen Schiffe kaufen. Sie kostete achtundsechzig Milreis, soviel hatte er sich bei der dreckigen Arbeit zusammengespart. Er dachte: „Wenn ich erst mal auf dem Schiff bin, dann rede ich mit den Leuten, und man wird mich dann schon mitnehmen."

Er gab also die Arbeit bei der Kunstdüngerfabrik auf, verabschiedete sich von seinen Schlafkameraden und kaufte sich eine Fahrkarte von Rio Grande bis Santos. Sein Schiff hieß General Ossorio. Es war ein großer stattlicher Dampfer, der in Richtung Deutschland fuhr. Als er ihn betrat, bemächtigte sich seiner ein stolzes Gefühl. Er dachte: „Hier stehe ich nun als Deutscher auf deutschem Grund und Boden." Er versuchte auch gleich, den Ersten Offizier zu sprechen, und wenn er es nun verstanden und den Seeoffizier in glühendem Ausbruch angefleht hätte, ihn doch um Gottes willen mit in die Heimat zu nehmen, ohne die er hier sterben und verderben müsse, wenn er erzählt hätte, wie er Tag und Nacht durch die südamerikanische Steppe gewandert, wie er gearbeitet und gehungert hatte — vielleicht hätte er Aufsehen und Mitleid erregt. Vielleicht hätten die Herren vom Kommando gesagt: „Seht doch mal zu, ob sich nicht für den Jungen irgendeine Beschäftigung findet, steckt ihn in die Küche oder sonst irgendwo hin."

Aber Helmut Rohde war ein unbeholfener, verschlossener Junge, der es nicht von sich geben konnte, wie ihm zumute war. So fragte er nur, ob er Arbeit auf dem Schiff bekommen könnte, er hätte kein Geld und wollte rüber nach Deutschland. Und der Erste Offizier sagte: „Gehen Sie zum Obersteward, der verteilt die Arbeit." Aber der Obersteward war sehr kurz angebunden und sagte: „Tut mir leid, aber bei uns ist nichts zu machen. Wir brauchen keine Leute."

Helmut ging ab. Er setzte sich neben einen Haufen zusammengerollter Schiffstaue und starrte aufs Wasser, und wie er so die Gedanken in seinem Kopfe hin und her wälzte, kam ihm eine neue Hoffnung. Sein finsteres junges Gesicht hellte sich auf. „Wartet nur", dachte er, „ihr müßt mich doch mitnehmen." Seine Cédula fiel ihm ein; die war jetzt vielleicht sein größtes Glück. Diese Cédula galt ja gar nicht für ganz Brasilien, sie war ihm nur durch die Freundlichkeit eines Polizeibeamten zum vorübergehenden Aufenthalt bestätigt worden. Seine Folgerung war nun so: Auf dem deutschen Schiff befinde ich mich auf deutschem Grund und Boden. Die brasilianische Polizei in Santos wird mich gar nicht von Bord lassen. Dann bleibt dem Kapitän nichts weiter übrig, als mich mitzunehmen."

Die Fahrt dauerte zwei Tage. Als das Schiff am Morgen in Santos einlief, ging der junge Rohde als Letzter von Bord. Oben am Fallreep stand ein Polizeibeamter, der die Pässe abfertigte. Als Helmut nun als einzigen Ausweis seine argentinische Cédula vorzeigte, fragte er: „Haben Sie keinen brasilianischen Paß."

„Nein."

„Stopp. Sie bleiben erst mal an Bord."

Hat sich da der Junge gefreut!

Der Hafenpolizist war inzwischen gegangen, um einen höheren Beamten zu holen. Der ließ sich noch einmal Helmuts Cédula zeigen und bemerkte dabei den brasilianischen Visto in der Ecke. Daraufhin sagte er zu dem Beamten, es bestehe keine Gefahr, der junge Mann könne ruhig von Bord, und zu Helmut gewandt: „Vae passear!" (Geh spazieren; geh zum Kuckuck!)

Welch bittere Enttäuschung! Der Junge versuchte noch, dem Beamten klarzumachen, daß es ihm ganz recht sei, wenn man ihn nicht von Bord ließe, aber der schien ihn gar nicht zu verstehen, jedenfalls war es zwecklos. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als seine Sachen zu nehmen und vom Schiff herunterzugehen. Nachdem sein Köfferchen von der Zollstation abgefertigt war, wollte er sich nicht überall damit rumschleppen und dachte, vielleicht könnte er's noch einmal auf den Dampfer bringen, der ja erst spät abends abfuhr. Er ging also noch einmal zurück, und als er den „General Ossorio" so stolz und stattlich daliegen sah, konnte er's gar nicht begreifen, daß der nun abfuhr, ohne ihn mitzunehmen. Wie er nun so dastand und sehnsüchtig an dem Schiff in die Höhe schaute, da rief der Bootsmann von oben herunter: „Hau ab, du Bengel!" Das ging ihm durch und durch, und er wurde ganz rot vor Schmerz und Scham; zum Ueberfluß stand noch ein Hafenarbeiter dabei, der sagte kopfschüttelnd: „Das sind deine Landsleute?" In diesem Augenblick schämte er sich, ein Deutscher zu sein.

Helmut nahm sein Köfferchen und ging schnell fort. Er fuhr schnurstracks zur Hafenbehörde. Hier erklärte er ungefähr folgendes: „Ich komme von einem deutschen Schiff. Ich habe keine genügenden Ausweispapiere für Brasilien. Ich will mit dem Schiff nach Deutschland zurück. Geben Sie Weisung, daß der Kapitän mich mitnimmt. Ich sitze Ihnen doch bloß im Lande herum. Sie dürfen mich ja überhaupt nicht hier dulden."

Der Beamte sagte: „So ohne weiteres geht das nicht. Vor allen Dingen muß ich mich mit Ihrem Konsulat in Verbindung setzen. Kommen Sie nach einer Weile wieder."

Als Helmut nach einer Stunde wieder vorsprach, wurde ihm der Bescheid, daß man nichts unternehmen könne. Er solle nur versuchen, Arbeit zu finden.

Der Neger, der den Fahrstuhl bediente und ihn wieder hinunterfuhr, sagte: „Wenn Sie suchen Arbeit, ich kann Ihnen verschaffen. Ich kenne viele Deutsche." Daraufhin ließ sich Helmut ein deutsches Hotel nennen, fuhr hin und fragte nach Arbeit. Das war aber nur ein Vorwand, um hereinzukommen. Als der Wirt sagte: „Ja, Sie können als Küchenjunge anfangen", erklärte Helmut: „Meine Absicht ist eine andere. Ich möchte nur mein Köfferchen hierlassen. Hier haben Sie vier Milreis. Werden Sie es mir nachschicken, wenn ich schreibe?" (Fortsetzung folgt.)



Die sogenannte gemeine Bruchrechnung hat zwar seit Einführung der Zehnerrechnung (Dezimalsystem) bei Maßen, Gewichten und in der Währung viel an Bedeutung verloren, doch können wir sie weder im Leben, noch in der Schule ganz entbehren, in der Schule schon darum nicht, weil sie hervorragend geeignet ist, die Kinder im rechnerischen Denken zu üben, was ja wiederum fürs Leben außerordentlich wichtig ist. Sie hat aber glücklicherweise für die Kinder auch viel von ihrem Schrecken eingebüßt; denn die Schule, wenigstens die Volksschule, beschränkt sich im allgemeinen auf die Brüche mit kleinem Nenner und auf die wichtigsten und einfachsten Rechnungsarten. Und während früher die Bruchrechnung für so schwer galt, daß z. B. die Preußischen Regulative von 1854 sie sogar für die Lehrerseminare als überflüssig ansahen, macht es die neuzeitliche Lehrweise möglich, schon im 3. und 4. Schuljahr mit den wichtigsten Brüchen zu rechnen. Freilich, wenn dann im 5. und 6. Schuljahr die schwierigen Fälle kommen, gibt es wohl bei Lehrern und Schülern allerhand Kopfzerbrechen, und wenn gar die verschiedenen Rechnungsarten ein bißchen durcheinanderwirbeln, wie ja auch im Leben, so gibt es nicht selten ein Versagen auf der ganzen Linie. Und bei den Erwachsenen, selbst solchen, die eine höhere Schule besucht haben, zeigt das Ergebnis oft genug, daß alle Mühe und Arbeit der Schule ziemlich vergeblich gewesen ist. Vielleicht machen unsere Leser, vor allem unsere freundlichen Leserinnen, einmal den Versuch, folgende Aufgaben, die doch sicherlich leicht und einfach sind, schnell im Kopf zu lösen: $\frac{2}{3} : 2$, $\frac{2}{3} : 3$, $\frac{2}{3} \cdot 3$, $\frac{2}{3}$ in 2, $\frac{2}{3}$ in 3, 3 in $\frac{2}{3}$, $\frac{2}{3} : \frac{1}{3}$, $\frac{2}{3} \cdot \frac{1}{3}$. Da wird gewiß bei mancher Aufgabe guter Rat teuer sein. Ja, wenn man noch die Regeln wüßte, nach denen Bruch durch ganze Zahl oder Bruch durch Bruch usw. geteilt werden! Und schließlich, wie soll man sich noch durch all die verzwickten Dinge wie Erweitern, Kürzen, Gleichnamigmachen, Aufsuchen des Hauptnenners, echte und unechte Brüche, Stamm- und Zweigbrüche usw. hindurchfinden, die doch wohl für die Lösung solcher Aufgaben unbedingt gebraucht werden? Ja, hätten wir nur damals in der Schule besser aufgepaßt!

Nun, es liegt auch für unsere Väter und Mütter durchaus kein Grund vor zum Verzweifeln, nicht einmal zu Selbstanklagen und Minderwertigkeitsgefühlen. Denn den größten Teil der Schuld an dieser Ratlosigkeit müßte die Schule auf sich nehmen, die durch die vielen Regeln und Begriffsbestimmungen eine an sich einfache Sache unnötig verwickelt hat und es manchmal vielleicht noch heute tut. In Wirklichkeit brauchen wir Erwachsenen von alledem so gut wie nichts und die Kinder in der Schule herzlich wenig. Die Ursache des Versagens liegt nämlich, wenn man der Sache auf den Grund geht, darin, daß mit Zahlwörtern statt mit Zahlvorstellungen gerechnet wird. Wie wir uns das denken sollen? Nun etwa so: Es kann wohl vorkommen — und ist tatsächlich vorgekommen —, daß eine Klasse nach einem Jahr Bruchrechnung, durch einige, längere Zeit nicht geübte Aufgaben verwirrt, bei der Aufgabe $\frac{1}{2} + \frac{3}{4}$ völlig versagt. Eine Hausfrau, die von der ganzen Bruchrechnung nichts mehr weiß, wird immer wissen, wieviel $\frac{1}{2}$ l + $\frac{3}{4}$ l Milch sind. Warum? Weil bei ihr hinter den Zahlwörtern die Vorstellung des halb und des dreiviertel gefüllten Gefäßes und des Zusammengießens beider steht. Von der Vorstellung des Dinges (Maßes) bleibt neben der reinen Zahlvorstellung bei häufiger Wiederholung nur ein ganz schwacher Schimmer übrig, und die Vorstellung der Tätigkeit (Zusammengießen) wird zur reinen Denk-

beziehung zwischen beiden Zahlvorstellungen. Zahlvorstellung und Denkbeziehung aber sind die Grundbestandteile des Rechenvorgangs, ohne die ein wirkliches Rechnen nicht möglich ist.

Wir müssen also bei der Bruchrechnung zunächst für ganz klare Zahlvorstellungen sorgen, um so mehr als es sich ja hier nicht um einfache, wie bei den ganzen Zahlen, sondern um zusammengesetzte Vorstellungen handelt. Aber das ist eine rein seelenkundliche Frage, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Es genügt für uns zu wissen, daß wir diese Zahlvorstellungen auf ganz einfache Weise gewinnen können. Wie unser obiges Beispiel von der Hausfrau zeigt, müssen sie an einem Dinge „veranschaulicht" werden. Wir wählen dazu das Bruchblatt, ein rechteckiges Blatt Papier. Jedes Blatt aus einem vollgeschriebenen Heft würde genügen. Wer es sich leisten kann, nehme besser ein sauberes und unbeschädigtes Löschblatt. Damit arbeiten wir so: Wir brechen es (daher der Name Bruch!) genau in der Mitte um. (Die Genauigkeit ist hier und auch bei den späteren Uebungen von großer Bedeutung, denn völlige Gleichheit der Teile gehört zum Wesen des Bruches.) Das Kind sieht: Jeder Teil ist $1/2$, $1 = 2/2$. Brechen wir das gefaltete Blatt noch einmal genau in der Mitte, so erhalten wir Viertel. Das Kind sieht: Jeder Teil ist $1/4$, $1 = 4/4$, $1/2 = 2/4$. Wir könnten am viergeteilten Blatt noch mancherlei lernen, wollen aber, da wir nur ein Beispiel ausführlich darstellen können, nicht an ihm, sondern am achtgeteilten Blatt zeigen, welche Fülle von Zahlvorstellungen und Denkbeziehungen am Bruchblatt gewonnen werden können.

Wir brechen also das viergeteilte Blatt noch einmal in der Mitte um, so daß es nun Halbe, Viertel und Achtel zeigt, es ist zum Achtelblatt geworden. Das Kind zählt wiederum die gleichen Teile; geistig rege Kinder werden schon nach Durchzählen oder Ueberblicken einer Hälfte die Gesamtzahl wissen. Wir stellen fest: Jeder Teil ist $1/8$. Wir lassen auf möglichst viele Teile mit dem Finger zeigen und dazu sprechen: Das ist $1/8$. Und nun, d. h. nach dem in ähnlicher Weise schon am Viertelblatt gearbeitet worden ist, dürften wohl auch schwach veranlagte Kinder fähig sein, von dem Bruchblatt abzulesen: $1 = 8/8$, $1/2 = 4/8$, $1/4 = 2/8$, $3/4 = 6/8$, $1/8 + 1/8 = 1/4$, $3/8 + 1/8 = 1/2$, usw., $1/2 + 1/8$, $1/4 + 1/8$ $1 - 1/8$, $1/2 - 1/8$, $3/4 - 1/8$, $5/8 + ? = 1$, $3/8 + ? = 1/2$, $5/8 - 1/2$, $7/8 - 3/4$ . .

(Für die folgenden Aufgaben werden z. T. 2 oder mehr Achtelblätter nötig sein) $3 \cdot 1/8$, $2 \cdot 3/8$, $2 \cdot 5/8$, $3 \cdot 3/8$, $3 \cdot 7/8$, usw. $4 \cdot 1/8 = 1/2$, $2 \cdot 3/8 = 3/4$, $1/4 : 2 = 1/8$, $1/2 : 4 = 1/8$. $1/8$ in $1 = 8$ mal, $1/8$ in $1/2 = 4$ mal, $1/8$ in $3/4 = 6$ mal, $3/8$ in $3/4 = 2$ mal usw.

Auch Aufgaben wie $3/4 : 2, 3$ usw. werden die meisten Kinder jetzt ohne besondere Schwierigkeiten lösen, wenn sie daran denken, wie sie praktisch $3/4$ Tafeln Schokolade unter 2 Kinder teilen, daß sie nämlich jedes einzelne Viertel in 2 Teile teilen würden. — Die Anzahl der wirklich vom Achtelblatt abzulesenden Aufgaben ist natürlich viel größer. Sehr wertvoll ist es, wenn das Kind selbst Aufgaben sucht und findet, was geistig regen Kindern leicht gelingt und viel Freude macht. Diese Uebungen müssen natürlich öfters wiederholt werden, sobald wie möglich ohne Bruchblatt, so daß es sich die Kinder beim Rechnen nur vorstellen, bis schließlich nur noch ein ganz schwacher Schimmer davon bleibt und die Kinder mit der reinen Zahlvorstellung rechnen. Sobald aber ein Versager eintritt wird man gut tun, auf das Bruchblatt zurückzugreifen.

In ähnlicher Weise arbeiten wir sodann am Sechzehntelblatt, das wir durch Faltung des Achtelblatts erhalten. (Es empfiehlt sich aber, für jede Bruchart ein besonderes Blatt zu nehmen, möglichst von anderer Farbe.) Die Zahl der möglichen Aufgaben ist hier natürlich schon bedeutend größer; glücklicherweise wächst aber die Schwierigkeit nicht im gleichen Verhältnis, da es sich ja um dieselben Rechenarten handelt und die Kinder nun schon viel besser geschult sind. So manches Kind wird gewiß in seinem Wissensdrang und in der Freude an Entdeckungen in einer bisher unbekannten Zahlenwelt sich von selbst auch an die $/_{32}$ und $/_{64}$ heranmachen. Die Schule braucht über die $/_{16}$ in dieser Reihe nicht hinauszugehen. Wir müssen nun ebenso gründlich und sorgfältig wenigstens noch das dreigeteilte Bruchblatt durcharbeiten, das $/_3$, $/_6$, $/_{12}$ und vielleicht noch $/_{24}$ veranschaulicht. Ob es nötig sein wird, auch die noch verbleibenden wichtigsten Brüche wie $/_5$, $/_{10}$, $/_7$, $/_9$ und einige beliebige andere zu veranschaulichen, hängt von den geistigen Fähigkeiten des Kindes ab. Ein normal begabtes Kind wird jetzt in der Lage sein, sich diese Brüche auch ohne Bruchblatt vorzustellen und damit zu rechnen. $/_5$, $/_{10}$, $/_{100}$ usw. lassen sich übrigens auch leicht am Zentimetermaß zeigen.

(Schluß im nächsten Heft)



Mittagsrast — Gemälde von Julius Paul Junghans

Aufnahme aus der Münchener Kunstausstellung 1940 von Dr. H. Weskamp

fällig“ und „auffallend“ usw. Nun sucht einmal selber (oder selbst?), wann welches Wort richtig ist.

Lieber Fritz! . . . Und dann habe ich noch einen Wunsch. Ist es denn schlimm, wenn ein deutsches Mädel lateinisch schreibt? Ich beherrsche beide Schriften, und in der Schule schreibe ich auch immer deutsch, aber in Briefen schreibt es sich lateinisch doch schneller. Bitte, gib mir Antwort unter „Stöhnen und Klönen“. Heil Hitler! Deine Ingeborg P.

Liebe Ingeborg! Nein, es ist nicht schlimm, wenn ein deutsches Mädel sich der lateinischen Schreibweise bedient. Natürlich werden immer einige auftreten und mit lauter Stimme dagegen sein. Ich halte es für eine Sache des Temperaments, ob jemand lieber die deutschen (Fraktur) Buchstaben schreibt oder die lateinischen (Antiqua). Die Graphologen (Handschriftendeuter) meinen, daß Menschen mit sehr sachlichem Temperament sich der lateinischen Schrift zuwenden, während künstlerisch begabte Menschen lieber die deutschen Buchstaben schreiben. Aber, wie gesagt, das ist eine so persönliche Meinung, daß man hier keine Regel aufstellen kann. Jeder Mensch strebt ja danach, sich eine eigene, flotte Schrift zuzulegen, und je nach der Art des Menschen wird die Schrift ganz eigene Züge aufweisen. Die Hauptsache ist, daß die Schrift klar und deutlich lesbar bleibt. Wenn Du, liebe Ingeborg, in lateinischer Schrift schneller und flotter, dabei aber gut lesbar zu schreiben vermagst, dann wüßte ich nichts dagegen einzuwenden. Es wäre nur schade um die schöne deutsche (Fraktur) Schrift, wenn Du sie verlernen würdest, denn mit Recht sind wir Deutschen stolz darauf, diese schöne Schrift zu besitzen. In einem der nächsten Hefte unserer „Kinderwarte“ will ich einmal darüber berichten, woher unsere deutsche Schrift stammt.

Lieber Fritz! Du schreibst das Wort Klönen immer „Klöhnen“. Weißt Du denn nicht, daß man dieses Wort ohne „h“, also Klönen schreibt? Da Du sonst immer so lehrreich über alles berichtest, wäre es doch gut, wenn Du auch dieses Wort richtig schreiben würdest. Nimm mir diese Offenheit nicht übel, lieber Fritz.

Herzlich grüßt Dich mit Heil Hitler!

Dein Hermann T.

Lieber Hermann! Vor allem danke ich Dir für diesen Hinweis. Natürlich nehme ich Dir diese Offenheit nicht übel, im Gegenteil, denn wir wollen uns doch gegenseitig „auf die Sprünge“ helfen. Ja, da hast Du recht, das Wort Klönen schreibt der Duden ohne „h“; es ist ein mundsprachlicher Ausdruck, der aus dem Niederdeutschen stammt. Er bedeutet soviel wie schwatzen. Ich habe dieses Wort nur gewählt, weil es klanglich dem Wort „Stöhnen“ so nahe kommt, aber wir wollen an dieser Stelle ja nicht schwatzen, sondern uns über Fragen aussprechen, die uns am Herzen liegen. Wir wollen dem Wort „Klönen“ darum eine andere Bedeutung unterschieben, nämlich die, daß wir uns ganz zwanglos, also ganz unter uns, aussprechen. Genau so, als säßen wir im Heim beieinander, um eine aufgeworfene Frage zu prüfen und nach Antwort zu suchen. So habt ihr alle wohl diese Ecke aufgefaßt, und so, denke ich, wollen wir es auch weiterhin halten. Aber dafür werde ich nun sorgen, daß diese Rubrik nicht mehr „Stöhnen und Klöhnen“, sondern — wie Du es ganz richtig beanstandet hast — „Stöhnen und Klönen“ gedruckt wird.

Und nun wollen wir uns einmal mit Eigennamen beschäftigen, über deren Bedeutung wir

uns zwar klar sind, deren sprachliche Herkunft aber oft ganz verschieden ausgelegt wird. Da ist das Wort „Abseite“. Dieses Wort hat mit „Seite“ nichts zu tun, es entstand vielmehr aus dem griechischen Wort „Apsis“ = Seitengewölbe. — Als nächstes das Wort „Eiland“, das mit einem Ei noch nie etwas zu schaffen hatte. Eiland hieß ursprünglich Auland, herkommend vom althochdeutschen ouwa = wasserumspültes Land. Daraus wurde zuerst Eyland und dann Einland. Die Grundbedeutung ist: Insel oder Wiese. Auch der Name der großen Insel Island hängt mit dem Wort Eiland zusammen. — Dann ist es das Wort „Wahnsinn“, das mit Wahn nichts zu tun hat. Richtig geschrieben müßte es Wansinn werden, denn die Vorsilbe „wan“ bedeutet „ohne“, „leer“. Wahnsinn heißt also: Ohnesinn. Und das verstehen wir ja auch darunter, nämlich einen Menschen, dem der Verstand fehlt. — Daß das Wort „Sündflut“ nichts mit dem Wort Sünde zu tun hat, wißt ihr sicher schon. Es entstand aus „sintvlout“ = große Flut (sint = groß). — Aber auch der „Maulwurf“ hat seinen Namen nicht von seinem Maul bekommen, sondern vom mult = Erde. Aus dem Multwurf = Erdaufwerfer wurde dann ein Maulwurf. Vielleicht hat der Uebersetzer dieses Wortes an das niederdeutsche Wort mul für Maul gedacht, als er aus mult das mul und daraus das Maul machte. — Woher mag aber der „Friedhof“ seinen Namen bekommen haben? Meint ihr vom Frieden, den der Tote nun hat? Nein, auch das stimmt nicht, denn Friedhof kommt von frithof = eingefriedeter Raum. — Wenn ein junges Paar heiratet, dann begeht es die „Flitterwochen“, nicht wahr, so nennt man doch die ersten Wochen der jungen Ehe. Ob das etwas mit Flittern zu tun hat? Nein. Richtig müßten diese Wochen Kicherwochen heißen, nämlich von vlittern = flüstern, kichern. Leichter ist schon das Wort „Eigenbrödler“ abzuleiten. Ihr wißt, das ist die Bezeichnung für einen Menschen, der ganz für sich leben möchte. „Mit „brodeln“ hat das nichts zu tun, vielmehr mit Brot. Früher schrieb man das Wort „Brot“ mit einem „d“. Man versteht darunter einen Menschen, der sein „eigen Brod backt“, sich also außerhalb der Gemeinschaft halten möchte. — Und nun der „Erlkönig“, den ihr ja alle aus dem Gedicht von Goethe kennt. Der hat mit dem Erlenbaum nichts zu schaffen, denn sein Name kommt von elverkonge = Elfenkönig. Wenn ihr euch das Gedicht „Der Erlkönig“ einmal richtig vornehmt, werdet ihr auch feststellen können, daß der Erlkönig von seinen Töchtern spricht, die mit dem kranken Kind tanzen, singen und springen sollen. Das sind also die Elfen. Folglich stimmt es, wenn der Erlkönig der Elfenkönig ist.

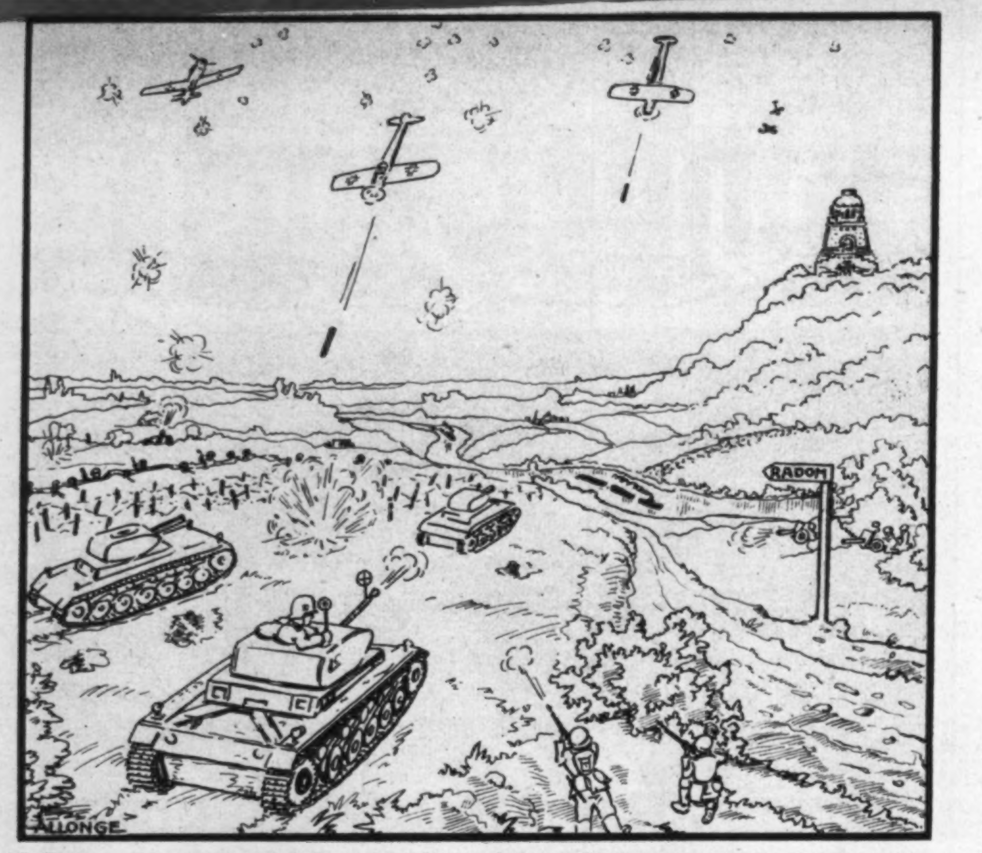
Diese sehr lehrreichen Erklärungen entnahm ich mit freundlicher Genehmigung des Verlages F. Willmy, Nürnberg-A., dem dort soeben erschienenen Büchlein **„Heitere Jagd auf Fragezeichen“** von Dr. Aloys Christof Wilsmann, auf das ich nächstes Mal noch näher zurückkommen will. Es ist ein sehr anregendes Buch, das in einer erstaunlichen Ueberfülle Denksportaufgaben, Zaubertricks usw. zeigt, und jedem, der über Scharfsinn und Mutterwitz verfügt, hübsche Aufgaben stellt. Das Büchlein kostet nur 1,75 RM.; es ist 120 Seiten stark und erläutert die Aufgaben durch mehr als 200 Zeichnungen und Bilder. Wenn ihr Freude am Knacken von kniffligen Dingen habt, dann laßt euch dieses Büchlein von euren Eltern schenken. Ich kann es sehr empfehlen. Fritz.



Nr. 19



Ist der aber steif! Aufnahme: Rondophot



Neue Preisaufgabe

Diesmal ist es wieder so eine Art Denksportaufgabe, an der ihr euren Scharfsinn erproben sollt. Der Zeichner hat verschiedene Unmöglichkeiten versteckt. Welche sind es? Schreibt sie mir bis **zum 5. November 1940** und frankiert die Postkarten und Briefe richtig an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Vergeßt aber niemals, eure genaue Adresse und euer Alter anzugeben! Ich setze wieder die bekannten sieben Preise aus.

Auflösung unserer Preisaufgabe aus Heft 14/1940

Diese Preisfrage hatte ein Ergebnis, wie ich es mir nicht schöner wünschen konnte. Ihr solltet zu den fünf Zeichnungen bekannte Redensarten finden, die das Bild treffend erklären. Kinder, war das eine lustige Aufgabe, nicht wahr? Zum ersten Bilde schrieben die meisten sehr richtig: „Jemand auf den Arm nehmen." Aber auch andere Redensarten waren sehr lustig, so z. B.: „Auf Händen tragen", „jemand hochnehmen" usw. Das zweite Bild bot nicht soviel Möglichkeiten, denn hier konnte es nur heißen: „Mit den Hühnern ins Bett gehen." Auf die mundartlichen Redensarten konnte ich nicht gut eingehen, weil die zu sehr an die einzelne deutsche Landschaft gebunden sind. Dafür bot nun aber das Bild drei ungeahnte Möglichkeiten für schon fast bald sprichwörtlich gewordene Redensarten, so z. B.: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder", „Sie singen mit den Vöglein um die Wette", „Sie bringen ihr die Töne bei", „Sie singen nach Noten" usw. Das vierte Bild hingegen zeigte die bekannte Redensart „Er fängt Feuer" sehr eindeutig, doch kamen auch hier verschiedene auf andere, allerdings leider mundartlich gebundene Aussprüche. Nun aber erst das letzte, das fünfte Bild! Kinder, da haben sich viele aber sehr altklug ausgedrückt, so daß ich schon annehmen darf, daß bei vielen Vater und Mutter mitgeholfen haben. Viele schrieben: „Wir werden das Kind schon großziehen", andere meinten: „Wir werden das Kind schon schaukeln", „Es ist zum Arm- und Beinausreißen", „Wir könnten dich zerreißen", „Sie ziehn die Sache in die Länge", „Mit dem Jungen ein Ding drehn" usw. Alles in allem aber war es auch diesmal nicht leicht, die sieben Preisträger zu ermitteln, darum habe ich das Los zum Schiedsrichter aufgerufen. Ich stelle euch nun die durch das Los ermittelten Preisträger vor.

Den ersten Preis in Höhe von 10,— RM bekam **Agneta Fechtelkötter** in **Brühl-Kierberg** (Rheinland), den zweiten Preis in Höhe von 5,— RM **Karl Rupprecht** in **Rehau** (B. O), je ein wertvolles Jugendbuch ferner: **Christel Turban** in **Hamburg, Anna-Roswitha Schwind** in **Fulda** (Hessen), **Horst Judis** in **Berlin-Pankow, Ruth Berking** in **Krähenriede** und **Max Kiechle** in **Kempten-Eich.** Fritz.

Drachenlied

Von J. Bruno Dittrich

Drachen, Drachen, steige!
Uns deine Künste zeige!
Fliege schnell und grad empor,
bis ans große Himmelstor!
Drachen, Drachen, steige!

Drachen, Drachen, schwebe!
Dich in die Lüfte hebe!
Steh' fein still und wackle nicht,
daß dein zarter Leib nicht bricht!
Drachen, Drachen, schwebe!

Drachen, Drachen, nieder!
Komm zur Erde wieder!
Hast genug gesehen,
mußt nun schlafen gehen! - - -

Stöhnen und Klönen

Lieber Fritz! Ich möchte Dich bitten, mir auf verschiedene Fragen Antwort zu geben. Wie heißt es nun richtig: Die „Reichs-Elternwarte" kostet vierzehn**täglich** oder vierzehn**tägig** 25 Rpf? Auf dem Umschlag druckst du „vierzehntäglich". Ferner, wie heißt es: „Ich bestehe auf **meine** Forderung oder ich bestehe auf **meiner** Forderung"? Weiter: „Ich möchte gern eine Reise an die See machen, aber mir fehlt dazu das **nötige** oder das **notwendige** Geld"? — „Ich werfe die Papierschnitzel **fort** oder **weg**"? — „Als ich neulich meinen Freund besuchte, da **hängte** ich meinen Hut an den Mantelhaken oder da **hing** ich den Hut an den Mantelhaken"? — „In der Schule wurde fremd**sprachlicher** oder fremd**sprachiger** Unterricht erteilt"? Ich würde mich freuen, wenn Du mir Deine Meinung darüber recht bald unter „Stöhnen und Klönen" sagen würdest. Heil Hitler! Dein Horst.

Lieber Horst! Die „Reichs-Elternwarte" mit der „Kinderwarte" erscheint vierzehntäglich, das heißt, alle vierzehn Tage bringt der Bote ein Heft, das jedesmal 25 Rpf kostet. Deine Mutter bezahlt also vierzehn**täglich** 25 Rpf. Würde sie vierzehn**tägig** 25 Rpf bezahlen, so hieße das, Deine Mutter wäre erst vierzehn Tage alt. Das wäre ja natürlich ein großer Unsinn, nicht wahr? Diese gleiche Endsilbe bestimmt auch die Frage nach dem fremdsprachlichen oder fremdsprachigen Unterricht. Da ist es so: Wenn ihr in der Schule in einer fremden Sprache, sagen wir einmal, in der italienischen Sprache, unterrichtet werdet, dann lernt ihr die Regeln und Vokabeln zwar in der fremden Sprache, die Unterweisung, also die Erklärungen usw., aber erfolgt in der deutschen Sprache. Das ist dann ein fremd**sprachlicher** Unterricht. Etwas anderes ist es, wenn zum Beispiel ein der deutschen Sprache unkundiger Italiener in Deutschland Unterricht in der italienischen Sprache erteilt, dann erteilt er ihn in einer fremden Sprache, es ist also ein fremd**sprachiger** Unterricht. Noch verwickelter würde es, wenn dieser Italiener in Deutschland Unterricht in der spanischen Sprache erteile, wobei er die Erläuterungen in der italienischen Sprache gäbe, denn dann müßten wir von einem fremdsprachigen fremdsprachlichen Unterricht reden. Ein wenig verwickelt ist dies schon, aber sprachlich ist es richtig. — So müssen wir auch bei dem nächsten unterscheiden: Ich bestehe auf **meine** und auf **meiner** Forderung. Bestehst Du auf **Deine** Forderung, dann heißt das soviel wie: Du dringst darauf, daß der Schuldner die Forderung anerkennt. Bestehst Du aber auf **Deiner** Forderung, dann heißt das soviel wie: Du beharrst auf die Höhe der Forderung. Das ist eine sprachliche Feinheit, die es zu unterscheiden gilt. — Leichter ist schon die andere Frage, ob Dir das nötige oder das notwendige Geld fehlt. Nehmen wir einmal an, Du möchtest von Köln nach Königsberg fahren, um Deine Ferien dort zu verbringen, hast statt sechzig Mark Fahrgeld aber nur vierzig Mark, dann fehlt Dir das **nötige** Geld, nämlich die fehlenden zwanzig Mark. Hast Du aber keinen Pfennig, dann fehlt Dir das (für die Reise) **notwendige** Geld. Auch hier unterscheidet die deutsche Sprache sehr fein, nicht wahr? — Diese feine Unterscheidung finden wir auch bei weg und fort. Wenn Du während des Unterrichts heimlich ein Buch hervorziehst, um Dich zu unterrichten, dann wird Dein Lehrer sagen: „Horst, lege sofort das Buch **fort**!" Das heißt, lege es an seinen Platz. Die Papierschnitzel dagegen wirfst Du **weg**, also irgendwohin. Darum: Man **legt** eine Sache **fort** und **wirft** eine Sache **weg**. Auf diese feine Unterscheidung kommt es hierbei an. — Mit dem „hängte" oder „hing" ist es wesentlich leichter. Natürlich **hängtest** Du Deinen Hut an den Mantelhaken. Als Du das getan hattest, da **hing** er am Mantelhaken. So gibt es noch viele Feinheiten, z. B. „ladest" und „lädst", „gewohnt" und „gewöhnt", „auf-

Kinder haben Ferien – Lehrer werken

Nun gehe ich zum letztenmal durch das Tor des großen Industriewerkes. Ich gebe meinen Ausweis ab und stehe auf der Straße. An mir vorbei gehen all die vielen Menschen, denen ich vier Wochen lang Arbeitskamerad war. Dieser und jener winkt mir noch zu, und als ich dann allein bin, da ist mir, als fehle mir etwas, und ich schaue zurück auf die rauchenden Schlote des Werkes, die Zeugnis geben von der nimmer ruhenden Arbeit für Deutschlands Wehrkraft. Vier Wochen lang durfte ich hier mithelfen, war ein Glied der großen Betriebsgemeinschaft, war einer von denen, die Soldaten des Führers in der Heimat sind.

Eine Unmenge von Eindrücken stürmte auf mich ein in diesen Tagen, die so schnell vergangen sind, Eindrücke, die sich zu Bildern formten vom Tempo, von der Organisation und vom Umfang der Arbeit in unseren Industriewerken. Mit jedem Tage ging ich lieber heran an die mir übertragene Arbeit; denn ich wußte, daß ihre gewissenhafte Erfüllung beitrug zum guten Gelingen des Ganzen.

Ich traf Bekannte in der Werkpause, Väter und Mütter, deren Kinder ich in meinen Klassen gehabt hatte, Kameraden aus dem Dienst in der Partei und ihren Organisationen. Hier traf ich sie wieder, und jetzt einte uns das Band der großen Kameradschaft gemeinsamer Arbeit.

Es ist gut und wertvoll, einmal hinauszukommen aus der Schulstube und Arbeitskamerad zu sein von denen, deren Kinder wir erziehen. Hier lernt man sie besser kennen, als wenn sie irgendwann mit einer Frage oder einem Anliegen in die Klasse oder in die Wohnung kommen. Hier findet man sie aufgeschlossener, und man gewinnt tiefere Einblicke in ihre Lebenskreise, als das sonst möglich ist. Das aber kommt der Erziehungsarbeit zugute.

Man sieht Maschinen und Apparate, die in ihren Ausmaßen und in ihren Funktionen imponierend wirken; aber das Wesentliche im Betriebe sind nicht die Maschinen und Geräte, es ist der Mensch, der dahinter steht, der sie bedient, der verantwortungsbewußt und gewissenhaft ihren Lauf überwacht. All diese Menschen aber, die hier irgendwie tätig sind, haben das Rüstzeug für ihre gewissenhafte Arbeit und für die verantwortungsbewußte Pflichterfüllung aus der Schule mitgenommen.

In einem solch großen Betriebe sieht man, wie sich das auswirkt, um das wir uns in der Schule in täglicher Kleinarbeit bemühen. Die wunderbare Organisation eines Großbetriebes stellt jeden an den Platz, an dem er am besten verwendet werden kann, und je besser die Leistung der deutschen Schule ist, desto besser wird die Leistung der deutschen Betriebe sein.

Ich habe diese enge Verbundenheit und das Auf-einander-Angewiesensein zwischen Wirtschaft und Schule nie so deutlich empfunden und erlebt, wie in diesen Wochen, da ich zur Gefolgschaft dieses großen Betriebes der Rüstungsindustrie gehörte.

Und noch eins: Vor rund zwanzig Jahren war ich als damals stellungsloser Junglehrer schon einmal in einem Großbetrieb tätig. Ich weiß noch heute, daß ich Arbeiter Nr. 1634 war, und so blieb es nicht aus, daß sich mir Vergleiche zwischen damals und heute aufdrängten. All das, was ich bisher nur aus Zeitungen und Berichten kannte, das, was hinter den Worten steht: Unfallverhütung und Sicherheit im Betrieb, soziale Betreuung der Gefolgschaftsmitglieder, Schönheit des Arbeitsplatzes und vieles andere, das die Verwirklichung sozialer Forderungen des Dritten Reiches bedeutet, das sah ich nun mit eigenen Augen. Und es blieb auch nicht aus, daß ich angesichts der vielen schönen Dinge, die ich da sah, oder von denen ich hörte, ein wenig neidisch wurde, wenn ich an überfüllte Schulklassen oder an alte Schulhäuser dachte, in denen so manches von durchaus wünschenswerten Dingen noch fehlt; aber wir dürfen die Ueberzeugung haben, daß auch für die Schule die Zeit kommen wird, da wir nicht mehr neidisch auf die Anlagen und Einrichtungen nationalsozialistischer Musterbetriebe zu schauen brauchen.

Eine Fülle von Erlebnissen steckt in diesen vier Wochen. Es ist hier nicht der Raum, ausführlicher darüber zu berichten. Das eine aber steht fest: Ich kann sie als Gewinn für mich selbst und für meine Tätigkeit als Erzieher buchen, und mit dieser Ueberzeugung werden all die vielen Berufskameraden, die sich freiwillig in diesem Sommer zum Ferien-Ehrendienst der deutschen Erzieher gemeldet haben, an ihre Arbeit in der Schule wieder herangehen, gleichgültig an welcher Stelle dieser Ferieneinsatz geschehen ist, ob bei der Erntehilfe, ob im Behördendienst oder sonst irgendwo.

Wir wollen nicht viele Worte machen um diesen Dienst, den wir freiwillig in den Sommerferien geleistet haben. Wir haben ihn ebenso selbstverständlich erfüllt, wie sich jeder heute restlos einsetzt im deutschen Vaterlande. Aber das mag noch erwähnt werden: Es wird sich dieser freiwillig geleistete Dienst nicht nur als Gewinn für uns selbst und für unsere Erziehungsarbeit auswirken, es wird auch die Wirkung nach außen hin, auf andere Glieder der großen Gemeinschaft unseres Volkes nicht ausbleiben. All die vielen Menschen, denen wir in diesen Wochen Arbeitskamerad waren, haben wieder einmal gesehen, daß der deutsche Erzieher nicht der welt- und lebensfremde „Traumulus“ ist, als den man ihn oft genug hingestellt hat. Wir haben wieder einmal bewiesen, daß wir mitten drin stehen im Leben unseres Volkes und jederzeit bereit sind, unsere Kräfte für die Volksgemeinschaft da zur Verfügung zu stellen, wo man sie gebrauchen kann.

Ernst Weingärtner.

Bloß mal gerade . . .

Das Kind sitzt in seiner Spielecke, und Mutter hat das Essen aufgetragen.

„Zu Tisch! Zu Tisch!“

„Gleich, liebe Mutti, ich möchte bloß mal gerade noch . . .“

Die Große sitzt über ihrem Buch; sie soll für Mutter etwas in der Stadt erledigen. „Los, Hilde, los, es wird höchste Zeit!“

„Ja, Mutter, gleich, ich bin gerade an einer so interessanten Stelle. Ich möchte bloß gerade noch . . .“

Hans bastelt an seinem Radio; er hat die Schlafengehenszeit bereits um ein Beträchtliches überschritten. „Los, Hans, los, ins Bett, es ist längst Zeit für dich!“

„Ja, Mutter, sofort. Ich möchte bloß mal gerade noch . . .“

Es sind keineswegs unaufschiebbare Angelegenheiten, ebenso, wie das „Bloß gerade noch“ an sich viel Zeit beansprucht. Alle zusammengenommen aber machen sie manche Viertelstunde aus, die irgendwie den Gang der Tageseinteilung aufhalten, lähmen und hemmen. Mutter ist mißmutig, Vater ist ärgerlich und brummt, daß die Mutter nicht verstehe, die Kinder zur Pünktlichkeit und Bereitwilligkeit zu erziehen, daß er als Junge auch habe aufs Wort gehorchen müssen, Mutter weiß Gleiches aus ihrer Mädchenzeit zu bestätigen, kann sich aber beileibe nicht klar darüber werden, woran „es“ bei ihren Kindern und an ihrer Erziehung fehlt, und schließlich schiebt man die Schuld auf „diese Zeiten“, in denen sich die häusliche Disziplin lockert, und die Autorität der Eltern keine unbedingte mehr ist.

Mit Letzterem mögen sie recht haben; wenn es sich aber tatsächlich so verhält, so muß man die Schuld nicht bei „diesen Zeiten“ suchen, sondern bei sich selber. — Bei sich selber . . .

Hier der Beweis:

Das Kind sitzt in seiner Spielecke; es ist voll feurigen Eifers mit irgend etwas beschäftigt, dessen tieferer Sinn, dessen innerste Zusammenhänge nur ihm selbst erkenntlich, und daher ungeheuer wichtig sind. Es lebt sein Spiel. Da kommt die Mutter . . .

„Ach, du könntest bloß mal gerade . .“

Und sei es nun ein rascher Gang zum Kaufmann, ein kleiner Auftrag — im Nebenzimmer auszuführen —, eine kleine Handreichung in der Küche — sei es, was immer es sei, der Gang des Spieles ist gestört, der Eifer ist unterbrochen, der Faden ist abgerissen, das Kind findet sich nicht wieder herein, und wird mißlaunig, wenn es in seine Ecke zurückkehrt.

Hilde sitzt und liest mit Eifer und Begeisterung. Ihre Augen glänzen, die Wangen glühen, sie ist ganz „drin“, lebt ganz in Stimmung und Zeit des Geschilderten — da tönt es:

„Ach, Hilde, du könntest eben bloß mal gerade . . .“

Und wenn Hilde an ihr Buch zurückkommt, ist die Stimmung verflogen, der Geist verweht, sie findet nicht mehr hinein, der Faden ist abgerissen.

Und wenn Hans von seiner Bastelei muß, weil er eben „bloß mal gerade“ etwas „könnte“, so lockern sich irgendwelche Beziehungen zwischen ihm und seinem „Werk“, die vorwärtstreibende Kraft erlahmt, weil sie unterbrochen wurde, und wenn er noch so eilt, um an seine Arbeit zurückzukommen, es wird nicht mehr dasselbe sein.

Und wenn das Kleine, wenn Hilde und Hans mißmutig werden, dann ist die Mutter leicht bereit zu schelten,

und mit dem Vorwurf zur Hand: „Du hast eben keine Ausdauer, du fängst alles an, und dann langweilt es dich.“

Dasselbe kann man in ihrem Verhalten zu etwaigen Dienstboten beachten.

„Meine Anna packt alles mit Eifer an — und dann läßt sie so nach.“

Je größer der Eifer, je größer das Interesse, je inniger das Verhältnis des Betreffenden zu seiner augenblicklichen Beschäftigung, desto größer die Spannung und Anspannung seiner Nerven. Mit jeder Unterbrechung reißt diese Spannung ab. Je stärker sie war, je empfindlicher der Riß — desto schwieriger das Wiederanknüpfen.

Darum, Mütter, habt mehr Achtung vor der Tätigkeit eurer Kinder! Wenn sie auch „bloß“ ein Spiel ist, eine Spielerei, eine „unnütze Beschäftigung“. Haltet euch dagegen vor Augen, daß etwas, das man eben „bloß mal gerade“ tun könnte, keineswegs unaufschiebbar ist, und wartet mit solchen kleinen Aufträgen bis zu einem gegebeneren Zeitpunkt. Laßt „eben bloß mal gerade“ fünf gerade sein. Es droht sonst in Nörgelei auszuarten, oder ihr lauft Gefahr, daß sie es euch so auslegen. Manche unerklärliche Nervosität der Kinder ist darauf zurückzuführen, und nicht zuletzt rührt daher auch das „bloß mal gerade“ der Kinder, die das ihre genau so unaufschiebbar und wichtig nehmen, wie ihr das eure. Und — Hand aufs Herz — hätten sie damit so unrecht?

Alice Weiß-v. Ruckteschell

„Wir spielen Heimat“

„Was habt Ihr denn da in den Kästchen?“ Mißtrauisch sieht die Mutter ihre beiden Buben an. Sie tritt unwillkürlich einen Schritt zurück, denn Kästchen und Jungens — das hängt nun einmal meistens mit Maikäfern, Fröschen oder Heupferdchen zusammen. „Ihr sollt doch keine Tiere quälen.“ Beide Jungens brechen in ein fröhliches Gelächter aus. „Tun wir ja auch nicht, Mutti, wir haben uns neue Mannschaften für unser Kriegsdorf gekauft!“ Vier kleine, nicht ganz saubere Hände, packen eifrig auf dem Tisch ihre Kästchen aus und rascheln wichtig und geheimnisvoll mit Seidenpapier. Bemalte Holzfigürchen werden Stück für Stück vor der Mutter hingestellt. Soldaten zu Fuß, Soldaten zu Pferd und da — zwei Schwestern vom Roten Kreuz, ein Sanitäter und ein richtiges winziges kleines Sanitätsauto. „Wir schlagen doch heute eine richtige Schlacht, und da muß es auch Verwundete geben und Schwestern.“ Strahlend hält der Bube zwischen zwei Fingern rechts und links die hölzernen Figürchen hoch. Der Mutter schaudert es ein wenig vor soviel Freude an einem so ernsthaften Spiel. Sie will schon ärgerlich die Figürchen wegräumen, es den Kindern verbieten — aber da kommt ihr ein Gedanke und sie läßt sie gewähren. Im kindlichen Spiel liegt soviel Ernst verborgen. Sie entsinnt sich, daß auch sie einmal im großen Weltkriege damals mit den Brüdern „Krieg gespielt“ hat, ein Häubchen trug aus einem Kindertaschentuch gefaltet und einen weißen Papierstreifen am Arm mit einem dicken roten Kreuz aus Buntstift aufgemalt. Mit stillem Eifer hat sie die Jungens der Straße verbunden, wenn die großen Schlachten geschlagen waren und die durstigen Krieger aus einem Kännchen Kaffee gelabt. War das Spiel gewesen? Nein irgend ein großes Miterleben. Jeder Vorgang an der Front wurde nachgestaltet im ernsthaften Spiel, nachgelebt und die Rolle, die der einzelne kleine Mensch dabei zu spielen hatte, wurde begeisterte Wirklichkeit. Erst als die Kinder dann in ihrem Wunsch nach Verwirklichung so weit gingen, daß sie sich Himbeersaft an die verbundenen Stirnen tupften, verbot die Mutter damals kurzerhand das Spiel.

Und heute spielen die Kinder wieder, aber es liegt etwas Frohes und Bejahendes in ihrem Spiel. Zwei kleine Jungens unserer Zeit — sie haben sich mit Baukasten und erzgebirgischen Holzfiguren ihr „Kriegsdorf“ zurechtgeschoben und gebastelt. Alles ist da, was dazu gehört, vom Bunker bis zum Panzerwagen, und die kleinen Feldherren lassen es an nichts fehlen, um den Vormarsch der deutschen Truppen zu fördern.

„Ist das wahr, Mutti, daß die Rote-Kreuz-Schwestern 1866 Schleppen trugen?“ Die Mutter nickt, sie hat mal so etwas auf einem alten Bilde gesehen und muß die fleißigen Holzfigürchen, die von Kinderhänden eifrig hin und her bewegt werden, geradezu bewundern. Die Türglocke schellt, und als die Mutter wiederkommt, schiebt sie Elschen von nebenan herein. Sie kommt mitspielen, aber Krieg gefällt ihr nicht. „Das knallt so“, erklärt sie ihren Freunden, „wir wollen Heimat spielen“?

„Dann spielt doch Heimat und Front“, mischt sich die Mutter freundlich hinein. „Ja klar“, brüllen die Jungens. „Du bindest deiner Puppe eine Büchse an die Hand und sie geht sammeln.“ Elschen glüht vor Stolz und nun wird auch die große Puppe in eine Rote-Kreuz-Schwester umgewandelt mit Schürze und Häubchen, und die Stube verwandelt sich zur Straße, zur Stadt, ja zum großen Lande. Die Mutter hat die Nachbarin hereingeholt und dann die Frau Müller von oben und deren Nachbarin. Still haben die Erwachsenen zugeschaut. Ein Kinderspiel war es nur? Nein, ein Widerspiel, ein helles Echo aus unseren Tagen großen Erlebens. Was die Kinder spielen, tun die Großen — heißt es im Volksmund. Elschens Puppe hat keine Mühe gescheut und die kleine Barschaft in der Pfefferbüchse tropft mit hinein in die große Spende der Abertausend.

Annemarie Hering



Abendsonne über dem Nebelmeer im Erzgebirge

(Aufnahme: Hans Retzlaff)

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 321781, Postscheckkonto: Hamburg 13475.
Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26.
Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.



Stürmischer Herbstabend an der Unterweser

Aufnahme: Hinrich Pundsack